

Bulletin

Seit 1895. Das älteste Bankmagazin der Welt.

mit
Credit Suisse
Sorgen-
barometer
2019

Ausgabe 4/2019

Unser Erbe

Was uns ausmacht,
was wir hinterlassen





WIR KAUFEN ERBSTÜCKE
UND FAMILIENSCHÄTZE.

Als Tochterunternehmen von Gübelin stehen wir Ihnen beim Verkauf von Antikschmuck oder Edelsteinen gerne zur Seite. Wir helfen Ihnen, Wert- und Marktchancen richtig einzuschätzen. Für ein Beratungsgespräch kontaktieren Sie uns unter: +41 41 429 18 18

www.edigem.com

EDIGEM
WORTH YOUR TRUST

Was von uns bleiben soll



1 Viola Steinhoff Werner Die Leiterin Global Next Generation and Families bei der Credit Suisse interviewte zwei Rockefeller-Nachfahren der fünften Generation, die das Familienvermögen mit marktwirtschaftlichen Mitteln für die Allgemeinheit einsetzen wollen.
Seite 14

2 Peter Breitschmid Der emeritierte Rechtsprofessor der Universität Zürich ist eine Koryphäe des Schweizer Erbrechts. Er beantwortet 25 grosse und kleine Fragen rund um den Nachlass, beispielsweise warum das Vererben ein urmenschliches Bedürfnis ist und was mit den Haustieren nach dem Hinscheiden der Halter geschieht.
Seite 4

3 Sonja Blaschke und **4** Yasuyuki Takagi Die Korrespondentin, die seit 2005 in Tokio lebt, besuchte mit dem renommierten japanischen Fotografen eine der ältesten Firmen der Welt, eine Sake-Brauerei mit Gründungsjahr 1141. Die Forschungsfrage der beiden: Wie kann eine Firma über 55 Generationen in Familienhand bleiben und erfolgreich sein? Seite 42



Cover: Die Haenyo-Taucherinnen, die auf einer Insel vor Südkorea leben, gehören zum immateriellen Kulturerbe, für dessen Erhalt sich die Unesco einsetzt. Seite 48

«Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen», lautet ein Zitat von Johann Wolfgang von Goethe. Eine junge Erbin in der Reportage über die Young Investors Organization (Seite 16) hat sich intensiv damit auseinandergesetzt, wie sie ihr Vermögen einsetzen möchte: «Niemand muss sich an meinen Namen erinnern», sagt sie, «aber ich will etwas hinterlassen, das den Menschen über meine Zeit hinaus von Nutzen ist.»

Dieses Bulletin widmet sich dem Erben in seinen diversen Facetten. Wir beleuchten die schönen, aber auch die schwierigen Seiten des Gebens und Nehmens und fragen: «Was soll von uns bleiben?» Der wohl berühmteste Schweizer, Roger Federer, möchte etwa als jemand in Erinnerung bleiben, der «den Tennissport liebte und das Spiel so leidenschaftlich wie möglich, aber mit Fairplay spielte». Daneben ist ihm seine Stiftung ein grosses Anliegen, die schon über einer Million Kindern einen besseren Start ins Leben ermöglicht hat (Seite 26).

Genetikexperte Dieter Egli wiederum nutzt ein neues Verfahren, das es möglich macht, DNA-Bausteine im Erbgut von Menschen, Tieren und Pflanzen zu verändern. Aber was fangen wir mit dieser Macht über die Natur an? (Seite 38). Auf einen ganz anderen Aspekt des Erbens fokussiert die Unesco-Konvention zum Erhalt des immateriellen Kulturerbes. Pizzaioli in Neapel, die Bierkultur in Belgien oder Schattenspiele in Syrien sind die Ge pflogenheiten, Traditionen und Bräuche, «die unser Leben interessant machen», wie der Konventionssekretär Tim Curtis sagt (Seite 48).

Als Dossier in diesem Heft wartet zudem das traditionelle Credit Suisse Sorgenbarometer (ab Seite 55) mit interessanten Resultaten auf. Die *Schweizer Institutionen* haben über einen Viertel an Vertrauen verloren. Das Verhältnis *Schweiz-EU* bleibt ange spannt. Die *Lage der Wirtschaft* wird sehr positiv beurteilt. Der *Reformstau* akzentuiert sich. Wie ist das zu interpretieren? Die Sicht der Politik bringt Bundesrätin Karin Keller-Sutter ein, die wirtschaftliche Perspektive der Unternehmer und Mäzen Jobst Wagner.

Wir wünschen eine spannende Lektüre.
Ihre Redaktion

NEVER STOP DISCOVERING

DER NEUE DISCOVERY SPORT



Mit dem neuen Discovery Sport lassen Sie den Alltag hinter sich.
Dank seiner legendären Geländegängigkeit entdecken Sie unbekannte
Welten mühelos und souverän.

Erleben Sie ihn jetzt auf einer Probefahrt.



Emil Frey AG
Autohaus Zürich-Altstetten
Badenerstrasse 600, 8048 Zürich
Tel. 044 495 25 13, Fax 044 495 23 05
www.altstetten.landrover-dealer.ch

- 4 Das Einmaleins des Erbense Wer? Wie viel? Warum? Erbrechtprofessor Peter Breitschmid erklärt.
- 10 Die Lebensader der Schweiz Wie der Tourismus in die Berge kam.
- 14 «Philanthropie ist der Kitt, der uns zusammenhält» Valerie und Justin Rockefeller über den Einklang von Werten und Investitionen.
- 16 «Niemand muss sich an meinen Namen erinnern» Zu Gast bei einem Treffen der Young Investors Organization (YIO).



16 Das Credo von Louise Huterstein (30): Gutes bewirken und kommerziell erfolgreich sein.

Sorgen Der Reformstau 56
Wirtschaft und Arbeit Vorteil Schweiz 60
Interview Jobst Wagner «Die eigene Verantwortung nicht delegieren» 62
Vertrauen und Identität Der Vertrauenschwund 64
Jahr der Milizarbeit «Alle sind gefordert» 67
Interview Karin Keller-Sutter «Die Bereitschaft, sich zusammenzuraufen» 68
Verhältnis zur EU Es bleibt kompliziert 70

Credit Suisse Sorgenbarometer 2019

ab Seite 55

- 23 Das letzte Log-in Wie den digitalen Nachlass verwalten?
- 26 «Fühle mich als kleiner Teil Afrikas» Roger Federer über seine Wurzeln.
- 28 Mein Erbe Fünf aussergewöhnliche Erbstücke.
- 36 «... kann fast jeden treffen» Verbreitet, tabuisiert: die Erbschleicherei.
- 38 Die Menschheit für immer verändern Darf man die DNA manipulieren? Ja, meint Biologe Dieter Egli.
- 42 Der 100-jährige Businessplan Bei der ältesten Sake-Brauerei der Welt.
- 48 «Dinge, die das Leben interessant machen» Unesco-Experte Tim Curtis über Pizza, Bier und Reggae.
- 54 Leserbriefe / Impressum
- 72 Letzte Seite: Beni Bischof



28 Nishant Jhamb (32) und das Motorrad, auf dem sein Vater seine Mutter ausführte.

Wer, wie viel, warum? Der Erbrechtprofessor Peter Breitschmid beantwortet 25 Fragen rund um den Nachlass und um die menschliche Natur.

Illustrationen Till Lauer

(grosse)

Das Einmaleins des



Erbens

1

Warum gibt der Mensch seine Habseligkeiten an seine Nächsten weiter?

Schon im Alten Testament wird vererbt und nur wenige Jahre nach der Oktoberrevolution in Russland wurde ein Erbrecht für private Gegenstände wieder eingeführt. Die Vorstellung, dass man das Eigene bei seinem Tod weitergeben möchte, scheint also tief in unserem Wesen verwurzelt.

2

Wie viel Geld wird jährlich hinterlassen?

In westlichen Ländern steht eine enorme Erbwelle bevor, denn die geburtenstarke und finanziell erfolgreiche Babyboomer-Generation erreicht in absehbarer Zukunft ihr Lebensende. Diese Erbflut wird *the greater transfer* genannt, in Abgrenzung zum aktuellen *great transfer*, der auch schon sehr umfangreich ist. Die Beratungsfirma Accenture prognostiziert, dass zwischen 2031 und 2045 alle fünf Jahre zehn Prozent aller US-Vermögen den Eigentümer wechseln, insgesamt werden so 30 Billionen US-Dollar vererbt.

3

Und wie viel wird in der Schweiz vererbt?

63 Milliarden Franken pro Jahr – laut einer Studie des Forschungsinstituts Büro Bass. In knapp 20 Jahren hat sich das Erbvolumen verdoppelt, da die Vermögen in diesem Zeitraum stark zugenommen haben. 17 Prozent der Bevölkerung, also mehr als jeder Sechste, vererben über eine Million Franken, und der Medianwert liegt bei 170 000 Franken.

4

Wie lange dauerte der längste Erbschaftsstreit?

Ich erinnere mich an den Fall eines kinderlosen Ehepaars in Zürich, das 1908 geheiratet hatte. Als das Schweizerische Zivilgesetzbuch 1912 in Kraft trat, unterstellte der Mann das Güterrecht dem vormaligen kantonalzürcherischen Güterstand. Anfang der 1950er-Jahre verstarben beide, der Nachlass musste gemäss dem Recht aus dem 19. Jahrhundert entflochten werden. Die weit über hundert, weltweit verstreuten Familienmitglieder und deren Anwälte schenkten sich nichts. Das Teilungsurteil des Obergerichts erfolgte 1988, das Bundesgericht bestätigte es 1992 – rund vier Jahrzehnte nach dem Tod. Weil die leer stehende Villa am Zürichberg an Wert aber noch mehr zugelegt hatte, als der Prozess gekostet hatte, erhielten doch fast alle etwas.

5

Warum existiert in Kontinentaleuropa der sogenannte Pflichtteil?

Schon das Zürcher Stadterbrecht von 1716 kannte das Testament und schon damals tat man sich nördlich der Alpen mit der römischen Testierfreiheit schwer: Der Erblasser musste seinen Testierwillen vor dem Rat offenbaren und genehmigen lassen, damit nicht «unbillig» testiert wurde. Aus heutiger Sicht ist der Pflichtteil naher Angehöriger ein pragmatischer Konfliktvermeidungsansatz, indem das nähere Umfeld auch bei etwas getrübten persönlichen Verhältnissen nicht leer ausgeht und auch der Erblasser davor geschützt wird, dem trügerischen «Charme» eines Erbschleichers zu erliegen. Das Modell des Pflichtteils ist in Kontinentaleuropa tief verwurzelt und funktioniert – über die Quote kann man diskutieren: So ist etwa in der aktuell laufenden Schweizer Erbrechtsrevision davon auszugehen, dass der Pflichtteil der Kinder von drei Vierteln auf die Hälfte ihres gesetzlichen Anteils reduziert wird.

6

Was ist das Durchschnittsalter beim Erben?

Die grosse Mehrheit in der Schweiz ist bei der Geburt des ersten Kindes über 30 Jahre alt und die Lebenserwartung liegt sowohl für Männer also auch für Frauen bei über 80 Jahren. Ergo werden heutige Neugeborene um ihren 50. Geburtstag ein Erbe antreten – ganz grob gerechnet. Ange-sichts der wachsenden Probleme um die Finanzierung der AHV ist ein relativ später Erbanfall aber nicht per se ein Nachteil.

7

Warum gibt es in einigen anderen, vorwiegend angelsächsischen Ländern keinen Pflichtteil?

Das ist ein Trugschluss. Das Pendant heisst im englischen Erbrecht *family provision* und bedeutet, dass durch Ausbildungsfinanzierung und Unterhaltszahlungen – etwa nach einer Ehescheidung – eine angemessene Versorgung sichergestellt sein muss; darüber hat im Streitfall ein Gericht zu entscheiden. Dass es keinen Pflichtteil gibt, heisst also nicht, dass das engere familiäre Umfeld einer verstorbenen Person nicht geschützt ist; nur ist die Durchsetzung schwieriger und die Prognostizierbarkeit tief.

8

Gibt es einen Gender-Gap beim Erben?

Ich habe schon patriarchalische Testamente mit ausschliesslich männlicher «Thronfolge» und klarer Tochterdiskriminierung erlebt, aber gleichermassen töchterprivilegierende Testamente; und es gibt auch enkelprivilegierende Testamente. Die entscheidende Frage ist allerdings, worin genau «Gleichbehandlung» der Erben besteht: Geht es um eine rein nominelle Quote oder auch darum, dass jeder so viel bekommt, wie er nötig hat und ihm mehr nützt als einem anderen Erben?

Das Bundesgericht umreisst den verfassungsrechtlichen Gleichheitssatz mit der Formel, dass Gleichbehandlung darin besteht, Gleches nach Massgabe seiner Gleichheit gleich, Ungleiches aber nach Massgabe seiner Ungleichheit ungleich zu behandeln. Übertrage ich diesen verfassungsrechtlichen Fundamentalsatz auf das Erbrecht, ist die Privilegierung einer Unternehmensnachfolge oder eine höhere Zuwendung an Nachkommen, welche ihrerseits mehr Kinder als andere haben, zwar nominelle Ungleichbehandlung, aber sachlich gerechtfertigt.

9

Wann sollte man ein Erbe ausschlagen?

Wenn man mit dem Erblasser nichts zu tun haben wollte und nichts zu tun haben will und natürlich, wenn man den Eindruck hat, es gäbe nur Schulden zu erben. Dies ist manchmal gar nicht so einfach zu entscheiden, da Liegenschaften meist hypothekiert und Autos manchmal geleast sind und ein Einblick in die Papiere kurzfristig kaum möglich ist. Dem lässt sich binnen Monatsfrist durch Begehren um Aufnahme eines kostenpflichtigen öffentlichen Inventars begegnen.



10

Kann ein Milliardär in der Schweiz den Grossteil seines Nachlasses spenden, wie das Bill Gates oder Warren Buffet vorhaben?

Erbvertraglich kann man alles, vorausgesetzt, dass der dadurch zurückgesetzte Pflichtteils-erbe in den Verzicht einwilligt. Ansonsten gilt der Drei-Viertel-Pflichtanteil, also 75 Millionen bei einem 100-Millionen-Erbe – das ist wirklich schwer zu begründen. Ich habe mich politisch für eine gesetzliche Plafonierung des Erbanfalls eingesetzt. Diese würde die Unternehmensnachfolge oder das Spenden erheblich erleichtern – aber die Idee war chancenlos.

11
Das Erbrecht ist immer ein Abbild der Gesellschaft. Welche drei lokalen Besonderheiten sind besonders faszinierend?

Österreich kennt auch nach der jüngsten Revision nach wie vor ein privates mündliches Dreizeugentestament – da überrascht nicht, dass vor wenigen Jahren in Vorarlberg die Angehörigen von Mitarbeitenden eines erstinstanzlichen Gerichts auffällig häufig erbten. Eine italienische Witwe erbt weniger, wenn sie mehr als ein Kind geboren hat – eine klare Begünstigung der Nachkommenmengeneration. Und in manchen Ländern Südamerikas erben die Mütter von Kindern auch dann, wenn sie mit dem Vater nicht verheiratet sind.

12
Wie oft kommt es beim Erben zu Auseinandersetzungen?
Eine neuere deutsche Studie besagt, dass es in knapp 20 Prozent der Erbschaftsteilungen Streit gab – wobei die Studie offenlässt, was genau «Streit» bedeutet. Sehr oft kommt es zu unliebsamen Diskussionen, die nicht vor Gericht enden und gleichwohl den Familienvrienden enorm belasten. So gesehen ist eine juristische Auseinandersetzung nicht zwingend negativ: Es gibt auch Menschen, die eine solche als klarenden, emotionsfreien Prozess wahrnehmen.

13
Wie wichtig ist das Erben bei der Vermögensbildung?

Laut einer Studie des Ökonomen und Ungleichheitskritikers Thomas Piketty waren 2010 in den USA, im Vereinigten Königreich, in Frankreich und Deutschland etwas mehr als die Hälfte der Vermögen vererbt, der Rest wurde erworben respektive es wurden vorhandene Vermögen vergrössert. Interessanterweise war im frühen 20. Jahrhundert in Europa der Erbanteil höher, über 70 Prozent, weil eine ärmere Gesellschaft nur schwer Vermögen bilden konnte. Was oft vergessen wird: Auch ein «kleiner» Nachlass von beispielsweise 20 000 Franken kann für einen Enkel in Ausbildung das entscheidende Startkapital sein, indem es Auslandsstudium, Sprachaufenthalt oder Zusatzausbildung ermöglicht. Weniger das Erbe mit 60 als das Venture-Kapital mit 30 (früher sprach man von «Aussteuer» und «Ausstattung») ist Kristallisationspunkt für Vermögensbildung. Nicht jeder, der Vermögen gebildet hat, konnte das (nur) durch eigene Leistung, sondern es profitieren viele von einer «Anschiebfinanzierung», die ihnen das Schaffen von Werten erst ermöglicht.

14
Was passiert mit den Schulden des Erblassers?

Sie werden die Schulden der Erben und werden bisweilen um der Familienehre willen von diesen bezahlt. Wird die Erbschaft nicht angetreten, wird sie konkursamtlich liquidiert.

15
Gibt es wissenschaftliche Evidenz für das Bonmot von Otto Fürst von Bismarck «Die erste Generation schafft das Vermögen, die zweite verwaltet es, und die dritte studiert Kunstgeschichte»?

Laut «NZZ» schafft ein Drittel aller Familienfirmen den Sprung nicht in die zweite Generation, 65 Prozent scheitern an der Hürde zur dritten Generation, 85 Prozent an jener zur vierten. Doch das sagt nichts über die angeblich verschwenderischen Enkel aus. Dafür mag es viel anekdotische Evidenz geben, aber sicherlich amten genauso viele Drittgenerationen äusserst erfolgreich im Familienbetrieb. Und dann gibt es noch Fälle wie jenen des Basler Grosserben Jacob Burckhardt, der tatsächlich Kunstgeschichte studierte und ohne mühsam erworbene Drittmittel seine Forschungsinteressen wahrnehmen konnte – und damit die Kunstgeschichte förderte. ▶



16

Wie wird ein Erbe aufgeteilt, wenn es kein Testament gibt?

Bei Ehegatten geht die eine Hälfte an den Überlebenden – was in sieben von zehn Fällen die Frau ist, dank höherer Lebenserwartung und im Schnitt jüngerem Alter. Die andere Hälfte wird unter den Nachkommen aufgeteilt.

17

Wo ist die Erbschaftssteuer global am höchsten für die Nachkommen?

Laut der «Tax Foundation» kennt Japan Erbschaftssteuern bis zu 55 Prozent, vor Südkorea mit bis zu 50 Prozent und Frankreich mit bis zu 45 Prozent. Doch die Höhe der Erbschaftssteuer ist eigentlich nur ein Teilaspekt: So verkennt der oft herangezogene Vergleich zwischen Deutschland und der Schweiz, dass Deutschland zwar eine höhere Erbschaftssteuer, aber keine Vermögenssteuer kennt und dass sich die schweizerische Vermögenssteuer, über eine Generation gerechnet, durchaus in die Nähe der deutschen Erbschaftssteuer bewegt.



18

Was tun, wenn man illegales erbt?

Schwarzgeld lässt sich kostengünstig im Erbgang durch Meldung an die Steuerbehörden entfärbten. Waffen, Drogen und Diebesgut werden zwar zivilrechtlich im Rahmen der Universalkzession – des Prinzips, dass sämtliche Werte an die Erben übergehen – erworben, sind aber zu legalisieren. Ein Gewehr erfordert einen Waffen-erwerbschein oder ist den Strafuntersuchungsbehörden zu melden, damit man sich nicht dem Vorwurf der Hehlerei aussetzt.

19

Was geschieht mit meiner Katze, wenn ich nicht mehr bin?

Ein Tier hat einen Wert, ist aber auch eine Last und bedarf der Betreuung. Im Streitfall ist die Katze dem Erben zuzuwiesen, der aufgrund seiner persönlichen Verhältnisse am besten für sie sorgen kann. Seit 2003 gelten Tiere übrigens nicht mehr als Sachen, sie sind aber auch nicht rechtsfähig – deshalb kann man dem geliebten Kater auch nichts vererben.

20

Was sind die grössten Fehler beim Aufsetzen des Testaments?

Zu spät, zu extrem, zu hektisch: Wer erst testiert, wenn eher die Demenz als die Lebensweisheit den Alltag prägt, ist wohl zu spät dran, jedenfalls für komplexe Anordnungen. Wer glaubt, auf seinen Todeszeitpunkt hin eine «Abrechnung» vornehmen zu müssen, wird damit nicht Frieden säen, sondern Anwälte nähren. Und wer einfach mal was schreibt, weil ein in Übersee lebender Enkel gerade eine nette Karte geschickt hat, wird alle paar Monate Anpassungen machen müssen. Gerade diffizile Testamente brauchen Ruhe, Überlegung, Zeit und manchmal auch fachliche Beratung. Zudem halte ich Gelassenheit für einen guten Ratgeber. Das gilt für die Erblasser wie auch für die Erbengeneration.

21

Bis zu welchem Verwandtschaftsgrad ist man erbberechtigt?

In der Schweiz endet mit den Grosseltern die gesetzliche Erbberechtigung der Verwandten und der Nachlass fällt an das Gemeinwesen. In Deutschland, wo wegen des Zweiten Weltkriegs nach wie vor Registerlücken bestehen, haben Erbenermittler ein lukratives Feld, da das Gesetzbuch die Erbfolge nicht abbrechen lässt. Aber hart ist: Ohne Testament erben aufs Engste verbundene Nichtverwandte nichts!

22
Warum erben die Eltern, wenn es keine Nachkommen und Ehepartner gibt?
Das fragt sich der Schweizer Gesetzgeber auch und das Parlament berät demnächst über eine Revision: Nebst einer Reduktion des Nachkommenpflichtteils (Punkt 5) soll auch der bei unverheirateten und kinderlosen Erblassern bestehende Elternpflichtteil beseitigt werden. Historisch liegt die Rechtfertigung des Erbrechts-atypischen «Rückflusses» von Mitteln an die Vorgängergereneration in den Mitteln, welche die Eltern durch Erziehung und Ausbildung «investiert» hatten, und der Sicherung ihres Alters.

24
Wem «gehört» eigentlich der Körper des Verstorbenen? Zahngold können die Angehörigen beim Krematorium zurückverlangen, über die Organe kann man mit einem Organspendeausweis verfügen, wobei sie in Argentinien, Spanien und Österreich dem Staat «gehören», wenn man das vorher nicht anders festgelegt hat. Über alle Fragen der Bestattung lassen sich Anordnungen treffen, aber Achtung bei Sonderwünschen: So braucht etwa ein Mausoleum eine Baubewilligung.

25
Was ist die perfekte Erblösung?

Das werde ich oft gefragt, doch die gibt es nicht. Ich habe erlebt, dass ein Querulant auch die vermeintlich perfekte Lösung blockiert hat und dass vernünftige Erben eine unvernünftige Planung oder sonst wie komplexe Situation pragmatisch bewältigt haben. Oft geht es gar nicht so sehr um das Geld, sondern darum, dass im Kontext des Todes bei den Erben die eigene Lebensgeschichte auflebt und alte Frustrationen wieder aufbrechen. Die Therapie verletzter Gefühle ist nicht mit Juristerei allein zu bewältigen – manchmal hilft aber eine Mediation; deren Gelingen hängt im Wesentlichen davon ab, ob die Involvierten zur Aufarbeitung überhaupt bereit sind.

Peter Breitschmid (66)

gehört zu den renommiertesten Erbrechtspezialisten der Schweiz und hatte bis 2019 einen Lehrstuhl für Privatrecht an der Universität Zürich inne. Zuvor war er Gerichtsschreiber und Ersatzrichter am Obergericht des Kantons Zürich. Heute ist er Konsulent bei Strazzer Zeiter Rechtsanwälte und unterrichtet an der Kalaidos Law School in Zürich.

23
Der kurioseste Erbfall, der Ihnen begegnet ist?
Ein familienloser Milizsoldat ohne Meriten vermachte seinen Nachlass dem Gemeinwesen, mit der Auflage, dass dieses ein Reiterstandbild in Bronze von ihm in Lebensgrösse auf dem Dorfplatz aufstellt. Da die Gemeinde den Nachlass mangels Angehöriger ohnehin erhielt, wurde die Auflage als lästig abqualifiziert und ignoriert.



Ohne das von Alfred Escher initiierte Bahnnetz wäre die Hochblüte des Schweizer Tourismus Ende des 19. Jahrhunderts undenkbar gewesen. Der Visionär, der 2019 seinen 200. Geburtstag feiern würde, schuf die Voraussetzung für den Fremdenverkehr der Massen.

Text Joseph Jung

Die Lebensader





Ein Zug fährt auf dem Landwasser-Viadukt bei Filisur, der zum Unesco-Weltkulturerbe gehört (erbaut 1902).

der Schweiz

Bei der Gründung der modernen Schweiz 1848 gab es genau eine Eisenbahnstrecke – und sie war gerade einmal 23 Kilometer lang. Das war alles. Während in Grossbritannien, Frankreich und Deutschland bereits Tausende von Kilometern Schienenwege verlegt waren. Für die Schweiz war die Situation kritisch. Führt man sich vor Augen, wie stark der Güter- und Personenverkehr ab den 1850er-Jahren zunahm und welch entscheidende Rolle der Schienenverkehr für die weitere Modernisierung der Schweiz spielte, wird deutlich, wie sehr die rasante wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, ohne ein weit verzweigtes Bahnnetz geradezu unmöglich gewesen wäre.

Ergänzend ist beizufügen, dass nicht nur die Wahl des richtigen Transportmittels für die Zukunft entscheidend war. Auch auf die Art und Weise der Implementierung kam es an. Der Bau von Trassen und Bahnhöfen war noch kein Garant für eine erfolgreiche und wirksame Verkehrsinfrastruktur. Ebenso klug und weitsichtig musste die Frage beantwortet werden, wer denn die Bahnen bauen und betreiben sollte. Und so kam es 1852 zu einem Jahrhundertentscheid: Unter massgeblicher Beteiligung von Alfred Escher (1819–1882) beschloss das eidgenössische Parlament, Bau und Betrieb des Eisenbahnnetzes der Privatwirtschaft zu überlassen.

Escher wurde in der nationalrechtlichen Kommission in Minderheit versetzt. Doch bis zur finalen Abstimmung konnte er die Mehrheit der Parlamentarier hinter sich scharen. Er bezog auch Position gegen die Landesregierung und setzte sich – zum Glück für das Eisenbahnland Schweiz – durch. Der Bundesrat wollte eine Kombination von Schiff und Bahn. Der Verkehr wäre den Wasserwegen gefolgt, die Bahnen wären bloss Zulieferer gewesen.

LOKOMOTIVE DES FORTSCHRITTS Die Eisenbahn wurde zur Lokomotive des Fortschritts. Sie pflügte Wirtschaft und Gesellschaft in einem Ausmass um, wie man sich das zuvor nicht vorstellen können. Wie rasant und tief greifend dieser Transformationsprozess war, lässt sich mit wenigen Stichworten dokumentieren: Bereits in den 1860er-Jahren galt die Schweiz als das am stärksten industrialisierte und von ausländischen Touristen meistbesuchte Land Europas. Doch der Modernisierungsschub, der durch das Eisenbahnprojekt ausgelöst wurde, erfasste weitere zentrale Bereiche: den Forschungsplatz, den Banken- und Versicherungsplatz – letztlich die ganze wirtschaftliche und kulturpolitische Erfolgslandschaft Schweiz, wie sie sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs präsentierte. Der Schienenverkehr war ihre Lebensader.

Aber auch die Tourismusdestination Schweiz ist ohne die energische Erschliessung des Landes durch den Schienenverkehr nicht vorstellbar. Ihre Anziehungskraft brach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schnell alle Rekorde. Die Hunderttausenden von Reisenden, die bald schon Jahr für Jahr aus aller Herren Ländern in die Schweiz fuhren, waren hier auf ein funktionierendes Schienennetz angewiesen, welches das Mittelland mit der Alpenlandschaft verband. Die grossen Einfallstore des Personenverkehrs be-

Escher bezog auch Position ...

fanden sich in Basel, Genf, Schaffhausen und St. Gallen. Von diesen Ausgangspunkten aus mussten die Touristen zu den Portalen der Hochalpen transportiert werden – nach Bern/Interlaken, Martigny/Sitten und Chur. So haben die privaten Bahngesellschaften mit der Ost-West-Achse zunächst das Mittelland erschlossen.

In den 1870er-Jahren erfolgte der weitere Ausbau. Nun wurden neben Verästelungen namentlich Trasées bis unmittelbar an den Fuss der Hochalpen verlegt. Es bedurfte konzeptieller und technischer Weichenstellungen, war doch die Infrastruktur für die Erschliessung des Mittellandes auf Normalspur ausgelegt, während die topografischen Verhältnisse in den Hochalpen zusätzlich Schmalspurnetze verlangten. Denn höher und höher wand sich nun die Bahn die Täler hinauf – ein triumphaler Siegeszug der Technik über ehemalige natürliche Grenzen. Bereits bestehende Tourismusdestinationen gewannen dadurch markant an zusätzlicher Attraktivität, während sich andere Orte, die bis dahin vom Fremdenverkehr unberührt gewesen waren und nun erschlossen wurden, schnell und tief greifend wandelten.

Das Dampfross drang dank Schmalspur auch in abgelegene Talschaften vor. Und die zusehends wachsenden Fremdenorte in den Bergen, die bald auch im Winter zugänglich waren, boten für Einheimische Arbeitsplätze. Doch mit den Eisenbahnen kam auch der moderne urbane Lebensstil ins Dorf. Im Kontakt mit den Touristen lernten die Einheimischen eine bis dahin unbekannte Welt kennen. Hautnah am Puls der Gesellschaft gewannen die Hotelangestellten eine neue Identität. Mit der behüteten dörflichen Gemeinschaft war es vorbei, und die Abgeschiedenheit gab es nicht mehr.

Die Schmalspurbahnen verbanden die grossen Linien mit lokalen touristischen Verkehrsinfrastrukturen wie Zahnrad-, Adhäsions- oder Standseilbahnen. Und somit war um die Jahrhundertwende die Schweizer Bahninfrastruktur faktisch vollendet. Nun überzog also ein verästeltes Netz von Land- und Passstrassen, Brücken und Tunnels, Normal-, Schmalsp- und Bergbahnen sowie Kursdampfbooten die Schweiz. Dieses zusammenhängende Verkehrssystem, das vom Bodensee bis an den Genfer- und Ligersee reichte, wurde zum tragenden Fundament für die Entwicklung des Sommer- und Wintertourismus. Die Verkehrsmittel brachten die Gäste mühelos an die reizvollsten Orte des Landes, wo eine schnell wachsende Tourismusindustrie darauf wartete, ihre Wünsche zu erfüllen. Nicht auszudenken, wie die Schweiz ausgesehen hätte ohne die Initiative Alfred Eschers.

NICHTS AUSSERGEWÖHNLICHES IN GRAUBÜNDEN
Seine Weitsichtigkeit veränderte letztlich auch Graubünden von Grund auf. Auf der Karte der britischen Grand-Touristen, die ab dem 18. Jahrhundert zunehmend den Kontinent bereisten, war namentlich der Kanton Graubünden nur am Rande verzeichnet. In einem Reiseführer von 1793 ist zu lesen, dass man in Graubünden nichts Grosses, Ausserordentliches oder Schönes in der Natur antreffe, was man andernorts in der Schweiz nicht viel eindrücklicher erleben könne. Graubünden gehörte auch nicht zum Spielplatz der britischen Alpinisten der ersten Stunde, die ab den 1840er-Jahren in den Schweizer Hochtälern auftauchten.

Die anspruchsvolle Anreise ins Engadin zu den Majestäten der Bündner Alpenwelt war nicht der einzige Grund. Mit dem Piz Bernina als einzigm Viertausender zog Graubünden gegenüber dem Wallis den Kürzeren – zumal die Bernina bereits bestiegen war, als die britischen Alpinisten in grosser Zahl die Schweizer Hochalpen stürmten. Den Schwerpunkt des Fremdenverkehrs in Graubünden bildete bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus der Bädertourismus, der in den Unterengadiner Ortschaften Tarasp, Vulpera und Scuol Tradition hatte. Davos hingegen war touristisch unbedeutend und machte auch bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts keine nennenswerte Entwicklung durch. Der grosse Aufbruch im Landwassertal folgte erst in der Belle Époque mit dem Medizintourismus und dem Eisenbahnanchluss. Dasselbe gilt für Arosa.

Anders verhält es sich mit St. Moritz. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Dorf mit

BAHN SEI DANK: VON ZWÖLF AUF VIER STUNDEN REISEZEIT Bis 1904 konnte St. Moritz nur auf der Strasse und über Pässe erreicht werden – mit der Kutsche, hoch zu Ross oder zu Fuss. Von Chur aus dauerte die Reise mit der Kutsche rund zwölf Stunden. Die entscheidenden Schritte zum Ausbau der öffentlichen Verkehrsinfrastruktur folgten nach der Jahrhundertwende. 1904 eröffnete die Rhätische Bahn die Albula-Linie, die das Oberengadin mit Chur verband. Nun verkürzte sich die Reisezeit von zwölf auf vier Stunden. Ab 1908 verkehrte die Berninabahn zwischen St. Moritz und dem italienischen Tirano.

Und tatsächlich bewahrheitete sich im Falle von St. Moritz besonders deutlich, wie eine Tourismusdestination, so attraktiv sie aufgrund ihrer Lage und ihrer Naturschönheiten auch sein mag, mit dem Anschluss an die Eisenbahn einen kräftigen Entwicklungsschub erlebte – zwischen 1903 und 1910 verdoppelte sich die Einwohnerzahl von St. Moritz auf 3197 Einwohner.

Die bahntechnische Erschliessung von abgelegenen Gegend brachte den Tourismus in zuvor ärmliche Bergorte und führte zu gesellschaftlicher Entwicklung und wirtschaftlichem Aufschwung. Genauso wie es die Gotthardbahn für die von ihr befahrenen Gebiete tat. Die Eröffnung dieses bedeutendsten der von ihm geführten Projekte, wie auch den touristischen Aufschwung, erlebte Alfred Escher nicht mehr. Er verstarb 1882. ■

... gegen die Landesregierung und setzte sich durch.

weniger als 200 Einwohnern eine kleine Gemeinde im Oberengadin. Das Tal war bis 1904 ohne Bahnanschluss, die Anreise entsprechend lang und im Winter über die Pässe oft unmöglich. Trotzdem entwickelte sich St. Moritz im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zur bedeutendsten Tourismusdestination der Schweiz: 1856 waren zwei zukunftsweisende Zeichen gesetzt worden: mit dem Kurhaus in St. Moritz Bad und mit Johannes Badruts Engadiner Kulm-Hotel. Bereits 1864 folgte ein grösseres Kurhaus und zuletzt der grösste Schritt mit dem Neuen Stahlbad mit rund 400 Betten.

Um den internationalen Tourismus zu fördern, setzte man auf städtische Infrastrukturen: Restaurants, Ausflugsstätten und Konditoreien, Kirchen, Pfarrhäuser, Schulhäuser und ein Kursaal wurden gebaut, und natürlich durfte auch der Golf Club nicht fehlen. Der Ausbau der Infrastruktur verhalf St. Moritz rasch zu einem neuen Image. Und bald gehörte es zur Selbstverständlichkeit, dass königliche und grossbürgerliche Familien ihre Ferien in St. Moritz, Pontresina oder anderen Engadiner Orten verbrachten.



Joseph Jung ist freischaffender Historiker und publiziert zu wirtschafts- und kulturhistorischen Themen. Er war langjähriger Chefhistoriker der Credit Suisse und Gründungsgeschäftsführer der Alfred Escher-Stiftung. Seine Biografie über Alfred Escher wurde zum Bestseller. Eben ist von ihm eine neue Schweizer Geschichte erschienen: «Das Laboratorium des Fortschritts. Die Schweiz im 19. Jahrhundert». NZZ Libro.

«Philanthropie ist der Kitt, der uns zusammenhält»

Die Rockefellers wurden einst reich
im Ölgeschäft. Wie sie heute Werte und
Investitionen in Einklang bringen.

Interview Viola Steinhoff Werner

Valerie und Justin Rockefeller, Sie gehören zu einer der bekanntesten und wohlhabendsten Unternehmerfamilien Amerikas. Woher kommt das Interesse Ihrer Familie an Philanthropie und Impact Investing?

Valerie Rockefeller (VR) Der Wunsch, der Gesellschaft etwas zurückzugeben, ist tief in den Werten unserer Familie verankert. Wir hatten das Glück, dass unser Ururgrossvater ein grosses Vermögen aufgebaut hat. Schon früh hat er entschieden, einen Teil davon zum Gemeinnützen einzusetzen. Unsere Familie orientiert sich am Leitsatz unseres Urgrossvaters: «Wem viel gegeben wird, von dem wird viel erwartet.»

Justin Rockefeller (JR) Die Rockefeller-Familie leistet seit über 100 Jahren viel Bemerkenswertes, sei es in unternehmerischer oder philanthropischer Hinsicht. Als Mitglieder dieser Familie sind wir bestrebt, dieses Erbe weiterzutragen.

Können Sie die Aktivitäten Ihrer Familie im Bereich des Impact Investing erläutern?

VR Von Anfang an hatte unsere Familie ein starkes Bewusstsein für ökologische und soziale Verantwortung – gepaart mit

Stahlarbeiter errichten 1931 eines der Gebäude des Rockefeller Center in der Rekordzeit von gerade einmal 43 Arbeitstagen.



einem grossen Innovationsgeist. 2010 entschied der Rockefeller Brothers Fund – eine philanthropische Stiftung, die 1940 von Mitgliedern unserer Familie gegründet wurde –, 10 Prozent seiner Mittel im Impact-Bereich zu investieren.

JR 2014 hat die Stiftung begonnen, alle Beteiligungen zu veräussern, die mit fossilen Brennstoffen zu tun haben. Stattdessen investiert sie nur noch in Unternehmen, die für eine ökologische und nachhaltige Zukunft stehen, zum Beispiel im Bereich der Klimaveränderung. Auf diese Weise haben wir dazu beigetragen, die Diskussion über Devestitionen und Impact Investing voranzutreiben.

Wie stellen Sie sicher, dass die Mitglieder der Rockefeller-Familie die gleichen Werte und Prinzipien teilen?

JR In unserer Familie gibt es mittlerweile fast 300 Mitglieder. Philanthropie ist der Kitt, der uns zusammenhält. Der Übergang zum Impact Investing erfolgte, weil die vierte und fünfte Generation die philanthropische Tradition unserer Familie fortsetzen wollte – aber unter Berücksichtigung der aktuellen Umstände.

VR Um diese Tradition zu bewahren und uns unserer Werte bewusst zu werden,

mussten wir unsere persönlichen Beziehungen untereinander stärken. Das bedeutete und bedeutet, Zeit miteinander zu verbringen und Gespräche zu führen. Wir halten zweimal jährlich Familientreffen ab, um die Kommunikation aufrechtzuerhalten und unser Gefühl der Familienheit zu stärken.

Hat die Familie Rockefeller jemals externe Berater hinzugezogen, um die Zusammenarbeit zu verbessern?

VR Ja, und wir haben enorm davon profitiert. Für uns als Familie bedeutete es, sich vieler impliziter Annahmen bewusst zu werden und diese auszuformulieren. Wir konnten somit viel Transparenz schaffen.

JR Es ist wichtig, dass Familien nicht nur externe Beratung in Anspruch nehmen, sondern auch den Rat anderer Familien, die möglicherweise Ähnliches erlebt haben. Es gibt grossartige Netzwerke für Familien wie die Young Presidents' Organization, die Young Investors Organization oder The ImPact. Sie helfen Familien und deren Mitgliedern, voneinander zu lernen und Ideen, Best Practices und Erfahrungen aus verschiedenen Bereichen auszutauschen.

«Legacy» ist ein grosses Wort – aber was wollen Sie als Ihr Vermächtnis hinterlassen?

JR Das Netzwerk, das ich mitbegründet habe – The ImPact –, setzt sich zum Ziel, dass Familien ihre Werte und Investitionen in Einklang bringen können. Die Familien sind um die Welt verteilt und umfassen verschiedene Generationen. Der fruchtbare Austausch innerhalb der Organisation führt dazu, dass vermehrt in Impact-Bereiche investiert wird – und somit tragen wir zu messbaren Verbesserungen in sozialen und ökologischen Bereichen bei. Ich hoffe, das wird Teil meines Vermächtnisses sein.

VR Als Sonderschullehrerin weiss ich, wie wichtig es ist, Kindern und Menschen um einen herum vorzuleben, was man vermitteln will. Ich hoffe, dass ich auf unserem familiären Erbe aufbauen kann, indem ich im Einklang mit unseren Werten lebe.



Valerie (48) und Justin Rockefeller (40) sind Nachfahren der berühmten amerikanischen Unternehmodynamie: John D. Rockefeller gründete Standard Oil, die damals grösste Erdölraffinerie-Firma der Welt. Sein Sohn John D. Rockefeller Jr. baute in den 1930er-Jahren das Rockefeller Center in New York und beschäftigte während der Weltwirtschaftskrise fast 30 000 Menschen. Die Rockefellers gründeten auch die University of Chicago, schenkten der US-Regierung Nationalparks, spendeten Land für die UN und initiierten das Museum of Modern Art.

Generation





(Erbe)

«Niemand muss sich an meinen Namen erinnern»

Die 1500 Mitglieder der Young Investors Organization (YIO) haben etwas gemeinsam:
Sie entstammen einflussreichen Familien und treten dereinst ein umfangreiches Erbe an.
Sie haben Grosses vor damit.
Das Bulletin hat vier von ihnen getroffen.

Text Iris Kuhn-Spogat Fotos Iris Humm

Es war ihr ältester Bruder, der sie auf die Young Investors Organization (YIO) aufmerksam gemacht hat. Er tat es mit den Worten, «da solltest du dich involvieren, da kannst du etwas lernen über Geldanlagen». Hayley Mole lacht, als sie das erzählt, und erklärt: «Zu dem Zeitpunkt hatte ich keine Ahnung von diesen Dingen und es hat mich auch null interessiert.» Sie macht eine kleine Pause und fügt an: «Mein Bruder hat nicht realisiert, wohin sein Ratschlag führen würde.» Der Organisation beigetreten ist sie nach Abschluss ihres Bachelors of Science in Molekular- und Biotechnologie. Ihr Fazit nach der ersten YIO-Erfahrung: «mind-blowing, überwältigend.»

Vorrangiges Ziel der Young Investors Organization ist es, dass ihre Mitglieder ein Netzwerk aufbauen, um zusammen die Zukunft aktiv zu gestalten und die Welt zu verbessern. Dazu gehört gegenseitige Unterstützung, um aus aktuellen Themen Massnahmen zu definieren und unternehmerische, wirtschaftliche und soziale Ziele in ein Vermächtnis zu bringen. Unerlässlich dabei ist ein solides Wissen über die gängigsten Vermögensverwaltungsansätze und Anlagekategorien. Mole, Spross einer Unternehmerfamilie in Südafrika, fühlte sich von ihren ersten YIO-Eindrücken inspiriert: «Mir wurde klar, dass ich Verantwortung habe, aber auch die Chance, etwas zu bewirken, und dass mich Investment-Themen schon allein deshalb zu interessieren haben», sagt sie.

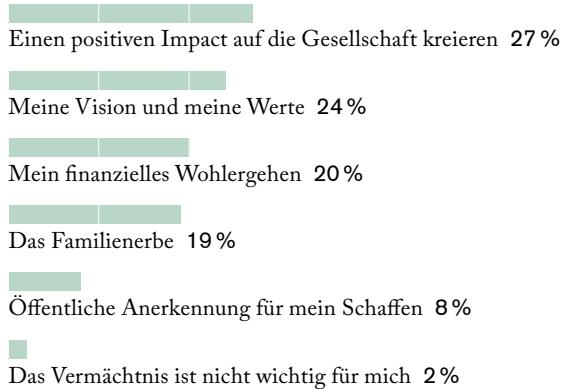
«VERÄNDERN, WIE WIR ÜBER INVESTMENTS DENKEN» Fünf Jahre sind seither vergangen. Hayley Mole hat in der Zeit ein Masterstudium in Sustainability Management an der Columbia University absolviert. Den Fokus hat sie auf Sustainable Finance und Landwirtschaft gelegt. Ganz bewusst: Ihre Familie ist mit Agrobusiness gross geworden. Das Steckenpferd der 28-Jährigen heisst Impact Investment. Der Fachbegriff steht für Investitionen, die nicht nur eine finanzielle Rendite liefern, sondern auch messbar positive soziale und ökologische Effekte zur Folge haben. Zurzeit ist sie beim New Yorker Impact-Investment-Spezialisten Flat World Partners in einem Team tätig, das Investoren berät, darunter solche der Next Generation – zu der sie ja auch selbst gehört.

Ihre Ideale in Sachen Geldanlegen hat Mole inzwischen mit ihrer Familie geteilt, «und die Art, wie wir über Investments denken, hat sich zu verändern angefangen. Ich habe auch realisiert, dass wir in der Familie viele dieser Ideale bereits pflegen, im Geschäft und beim Anlegen, aber nie darüber gesprochen hatten.» Den Mut, ihre eigene Erfahrung zu sammeln, an- und auszusprechen, was ihr als künftiger Erbin wichtig ist, hat sie in der YIO gefasst, der sie seit 2014 angehört, heute als Board Member mit Verantwortung für die Abteilung «Regions».

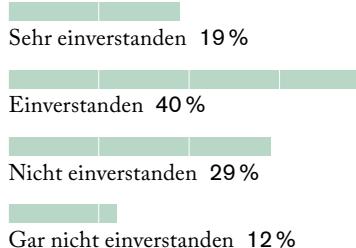
Die YIO ist 2007 gegründet worden, die Credit Suisse ist die Hauptsponsorin. Aufgenommen werden Nachfahren einflussreicher Familien, die sich schriftlich bewerben und darlegen, «wie sie ihre Vision für eine nachhaltige Zukunft umsetzen wollen», sagt Viola Steinhoff Werner, Gründerin der YIO und Leiterin der Abteilung Global Next Generation and Families bei der Credit Suisse.

Die Next-Generation-Umfrage

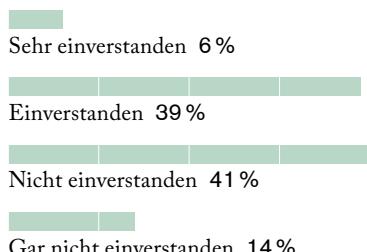
1 Wenn es darum geht, ein Vermächtnis aufzubauen, welcher der folgenden Punkte ist am wichtigsten für Sie?



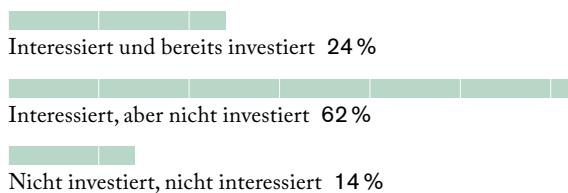
2 «Ich wünschte, wir hätten offenere Diskussionen über unseren Reichtum.»



3 «Die Erwartungen meiner Familie belasten mich oft.»



4 Wie sieht Ihr aktuelles Interesse an Impact Investments aus?



Die «Next Generation Survey 2018» ist eine Umfrage bei 200 YIO-Mitgliedern, sie ist im Report «Creating a world with the Next Generation» erschienen (auf Englisch). Download unter credit-suisse.com/nextgeneration



Für die Youngsters ist die YIO Netzwerk und Plattform zugleich. Hier lernen sie Altersgenossen mit ähnlichem Lebensdispositiv kennen und können offen reden über Möglichkeiten, Visionen und Wünsche, Geschäftsideen, Businessmodelle und Investments, aber auch über Fehlschläge, Unzulänglichkeiten, Belastungen und persönliche Ängste. Und dabei voneinander lernen. Mole sagt: «Es ist aufbauend, mit Leuten in ähnlicher Situation zu reden und von ihnen zu hören, wie sie die Dinge angehen.»

Für dieses Statement erntet sie die Zustimmung aller, die mit am Tisch sind. Es sind dies Fernando Scodro (YIO-Präsident), Louise Huterstein (YIO-Vizepräsidentin), Thiago Figueiredo (YIO Director of Programming) und Viola Steinhoff Werner (Gründerin und General Manager YIO). Für sie alle ist es Tag drei einer Strategie-Klausur auf Mallorca, bei der das wichtigste Traktandum lautet: Wie kann die Organisation neu aufgestellt werden, um mit dem Wachstum der Mitgliederzahl Schritt zu halten – etwa in Sachen Kommunikation und Veranstaltungen; die YIO zählt inzwischen 1500 Mitglieder in 56 Ländern. Seit 12 Jahren besteht die Gemeinschaft und wird von den Mitgliedern selbst geführt in verschiedensten Rollen. Damit die Organisation weiterhin erfolgreich bleibt, investiert das Führungsgremium viel Zeit in den Aufbau der jüngeren Mitglieder, die einst eine tragende Rolle in der YIO übernehmen werden.

«Ich will die Zukunft mitgestalten», sagt der YIO-Präsident.

GENERATION MIT STARKEM VERANTWORTUNGSBEWUSSTSEIN

«Was diese jungen Leute verbindet, ist der Drang, aus ihren Möglichkeiten das Beste zu machen», sagt Viola Steinhoff Werner. «In der YIO können sie sich auch darüber beraten, wie sie dazu ihre Familien einbinden können.» Ein wichtiger Punkt. Denn laut «Next Generation Survey 2018» (Seite 19), einer YIO-Umfrage bei 200 Mitgliedern, geben 59 Prozent der Beteiligten an, sie wären froh, sie könnten familienintern offener über das Vermächtnis reden. Was Steinhoff Werner nicht überrascht. Es ist eines der Kernthemen in der YIO – und ihr grosser USP: «Hier kommt man an und kann sich unbeschwert unter Gleichgesinnten austauschen», sagt sie.

Man darf zuversichtlich sein: Gemäss der YIO-Umfrage wächst gerade eine Unternehmergegeneration mit starkem kollektivem Verantwortungsbewusstsein heran. 97 Prozent der Antwortenden gaben an, dass sie bei Investitionen des Familienvermögens mitreden wollen. 86 Prozent sind an nachhaltigen und Impact Investments interessiert, 24 Prozent geben an, bereits solche Investments getätigkt zu haben.

«Diese Zahlen werden langsam, aber sicher zunehmen», sagt YIO-Präsident Fernando Scodro. Er ist 31 Jahre alt, hat in New York und Paris Politische Wissenschaften studiert und seine Karriere gestartet mit dem Auftrag, in Hongkong die erste Filiale der brasilianischen Banco Bradesco zu eröffnen. Er gehört zur dritten Generation einer Unternehmerfamilie, die in Brasilien in der Nahrungsmittelbranche reich geworden ist. Vor einigen Jahren hat sein Vater die Firma verkauft und ein

Family Office gegründet. Fernando Scodro erzählt, für ihn sei es immer klar gewesen, dass er dereinst mit seinem Vater arbeiten wolle – «mit und nicht für ihn», betont er. Und in Sachen Investments war ihm klar, dass es nicht allein um Geld des Geldes willen geht. Er sagt: «Ich will die Zukunft mitgestalten.»

Dass das Arbeiten mit seinem Vater nicht einfach werden würde, wusste er: «Wir sind komplementär in unseren Stärken: Er ist mehr auf der exekutiven, harten Seite des Geschäfts, ich bin eher der Visionär und Strategie.» Wozu das schliesslich geführt hat? Das Family Office der Scodos verfügt heute über einen hoch dotierten Bereich Impact Investment, mit Themenschwerpunkten Klimawandel und Bildung. Seitens Fernando Scodro hat es hierfür einige Anstrengung gebraucht, denn er musste seine Familie überzeugen. Dafür hat er sich Fakten und Wissen angeeignet und in Harvard den Kurs «Impact Investing for the Next Generation» absolviert, der ihm via YIO angeboten worden war. «Dann habe ich alles, was ich dort gelernt habe, mit meiner Familie geteilt», sagt er, «und sie schliesslich vom Impact-Investment-Ansatz überzeugt.»

Zusammen mit dem Board Member Thiago Figueiredo hat Scodro Anfang 2019 WEcubed gegründet, eine werteorientierte Investmentplattform. Das neue Anlagevehikel sei «eine Art Annex zu unseren Family Offices», sagt Thiago Figueiredo, auch er 31 Jahre alt. Er entstammt einer brasilianischen Bankiersfamilie, die ihre Privatbank und Asset-Management-Firma 2006 verkauft hat und das Vermögen seither in einem Family Office managt. Nach seinem Ökonomiestudi-

►



Thiago Figueiredo (31),
Brasilien



Louise Huterstein (30),
Niederlande



Hayley Mole (28),
Südafrika



Fernando Scodro (31),
Brasilien

um hat Thiago Figueiredo seine Sporen in den Bereichen Life Sciences und Venture Investing abverdient, außerhalb der Familie. «Mein Vater will, dass ich mein eigenes erfolgreiches Geschäft aufbaue», sagt er. Dafür hat er hochgesteckte Ziele: «Ich will eine Welt schaffen, die Reichtum als Mittel ansieht, das Leben der Menschen zu verbessern.»

Mit dem Vater ist er nun via WECubed ins Geschäft gekommen: «Er hat mir Geld gegeben, um zu starten, und gesagt: Überzeuge andere», erzählt Thiago Figueiredo, «dann überzeugst du auch mich.»

IDEALISTEN, KEINE TRÄUMER Die YIO-Mitglieder sind Idealisten, Träumer sind sie nicht. Sie fühlen sich nicht nur der Allgemeinheit verpflichtet, sondern auch dem familiären Erbe. Impact Investments helfen bei diesem Spagat. Louise Huterstein nennt es «Do good and do well» und betont: «Es ist absolut möglich, gleichzeitig Gutes zu bewirken und kommerziell erfolgreich zu sein.» Aufgewachsen als Tochter von Hoteliers liegt ihr die Rolle der Gastgeberin im Blut, die Fertigkeiten hat sie im Executive Management Program von Starwood Hotel & Resorts in München erworben. Die 30-Jährige ist eine Macherin, erzählt, das Lehrreichste an ihrem Studium sei der Aufbau eines Food-Delivery-Services gewesen, in der Zeit, bevor es Apps gab. «Den Service habe ich der Uni überlassen, als ich meinen Bachelor-Abschluss gemacht hatte, denn die Erfahrung war ein Schlüsselergebnis in meinem Werdegang und ich wollte, dass andere auch damit in Kontakt kommen konnten.» In den zehn Jahren, die seither vergangen sind, hat sie in den Bereichen Immobilienentwicklung, Hospitality und Start-ups Erfahrungen gesammelt.

Die Finca, in der das YIO-Board an diesen Tagen im August auf Mallorca über die Zukunft nachdenkt, ist das erste Gästehaus in ihrem neusten Projekt, The Fourwood Collection: ein stiller, ökoverträglicher Rückzugsort mit grosszügigen Dimensionen, der sich auf Nachhaltigkeit und zirkuläres Denken konzentriert. Sechs bis acht solcher «Getaways» und «Gateways» will die 30-Jährige in Schlüsselmärkten rund um die Welt realisieren.

GUTE MAHLZEITEN IN ESSWÜSTEN Zu ihren Schwerpunkten als Investorin sagt sie: «Ich fokussiere mich auf traditionelle Industrien und versuche dort, die Dinge zum Guten zu verändern.» Sie fügt an: «Das ist nicht die coole Techwelt, hat aber grossen Einfluss auf den Alltag vieler Menschen.» So hat sie sich auch einen Namen gemacht als Angel Investor im Impact-Bereich. Sie investiert in Start-ups aus allen möglichen Sparten, von Mode über Gebäudetechnologie bis Gastgewerbe.

Ihr erstes Impact Investment hat sie zusammen mit zwei Freunden aus der YIO gemacht. «Allein hätte es für mich sicher mehr gebraucht», sagt sie. Warum? «Bei dieser Art von Investment platziert man eine Wette, mit zwei Freunden im gleichen Boot ist mir das leichter gefallen.» Mit dem Selbstvertrauen aus den ersten gemeinsamen Anlageschritten investierte sie weiter in Firmen wie Everytable, ein innovatives Restaurantkonzept in Kalifornien, das frische, von Grund auf selbst gemachte Mahlzeiten anbietet, die sich jeder leisten kann. Everytable tritt damit gegen Anbieter aus der Fastfood-Branche an. Ein Drittel der Restaurants befindet sich denn auch in sogenannten Food-Deserts (Esswüsten), wo nichts anderes als Fastfood angeboten wird. Dort bietet Everytable ein Menü, das sonst acht US-Dollar kostet, für fünf Dollar an, dank grosser Effizienz in den Prozessen und einem rigorosen Kostenmanagement.

Louise Huterstein hat einen anderen Fokus als Hayley Mole und diese wiederum beschäftigen ganz andere Themen als Fernando Scodro und Thiago Figueiredo. Aber sie alle haben den gleichen Angelpunkt: «Wir fühlen uns dem Vermächtnis unserer Familien verpflichtet», sagt Hayley Mole, «aber wir wollen nicht nur gute Stewards sein und was wir bekommen haben, erhalten, sondern es auch verbessern.» Oder in den Worten von Louise Huterstein: «Ich habe kürzlich den Disney-Film *Coco* gesehen», sagt sie, «da stirbt man dreimal; das erste Mal, wenn man eben stirbt, das zweite Mal, wenn man durch die Bestattung der Erde zurückgegeben wird, und das dritte und letzte Mal, wenn man vergessen wird. Niemand muss sich an meinen Namen erinnern. Aber ich will etwas hinterlassen, das den Menschen über meine Zeit hinaus von Nutzen ist.» ■



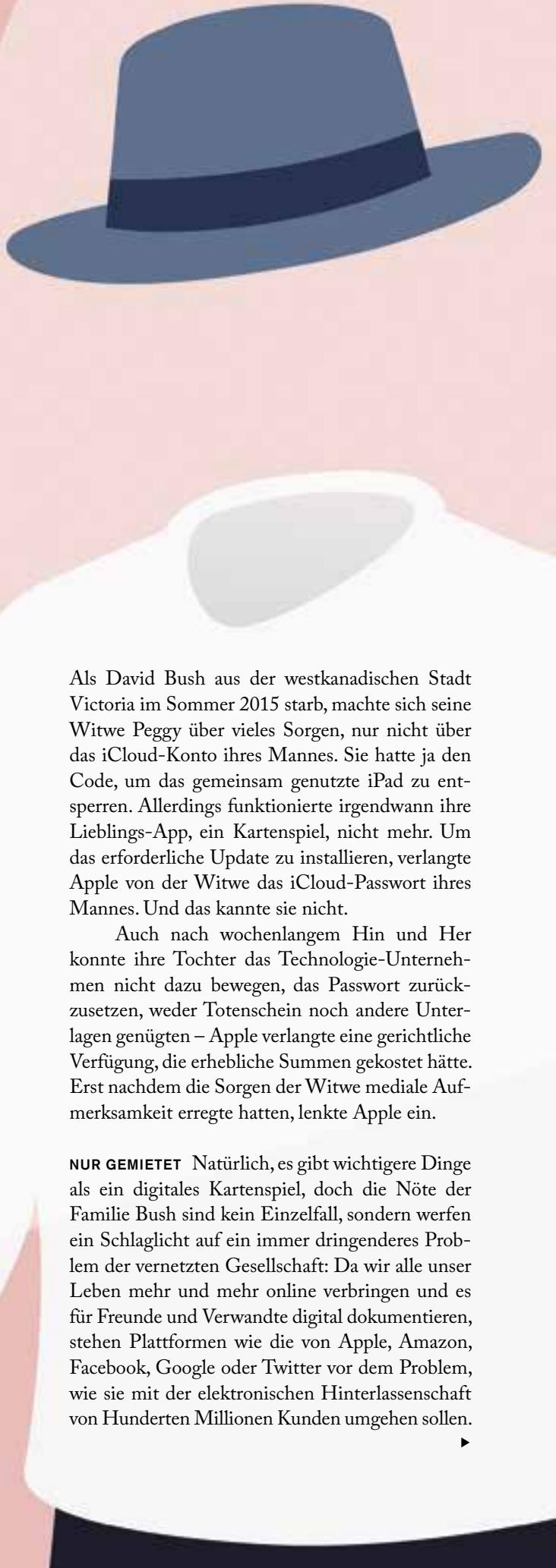
«Sich unbeschwert unter Gleichgesinnten austauschen»: YIO-Gründerin und General Manager Viola Steinhoff Werner über den Zweck der Organisation.

Iris Kuhn-Spogat ist freie Journalistin und lebt in Winterthur.

Das letzte Log-in

Erben streiten sich mit Webdiensten immer häufiger über den Zugriff auf Konten toter Nutzer. Wer schlau ist, trifft deswegen zu Lebzeiten Vorkehrungen für den digitalen Nachlass.

Text Steffan Heuer Illustrationen Francesco Ciccolella



Als David Bush aus der westkanadischen Stadt Victoria im Sommer 2015 starb, machte sich seine Witwe Peggy über vieles Sorgen, nur nicht über das iCloud-Konto ihres Mannes. Sie hatte ja den Code, um das gemeinsam genutzte iPad zu entsperren. Allerdings funktionierte irgendwann ihre Lieblings-App, ein Kartenspiel, nicht mehr. Um das erforderliche Update zu installieren, verlangte Apple von der Witwe das iCloud-Passwort ihres Mannes. Und das kannte sie nicht.

Auch nach wochenlangem Hin und Her konnte ihre Tochter das Technologie-Unternehmen nicht dazu bewegen, das Passwort zurückzusetzen, weder Totenschein noch andere Unterlagen genügten – Apple verlangte eine gerichtliche Verfügung, die erhebliche Summen gekostet hätte. Erst nachdem die Sorgen der Witwe mediale Aufmerksamkeit erregte hatten, lenkte Apple ein.

NUR GEMIETET Natürlich, es gibt wichtigere Dinge als ein digitales Kartenspiel, doch die Nöte der Familie Bush sind kein Einzelfall, sondern werfen ein Schlaglicht auf ein immer dringenderes Problem der vernetzten Gesellschaft: Da wir alle unser Leben mehr und mehr online verbringen und es für Freunde und Verwandte digital dokumentieren, stehen Plattformen wie die von Apple, Amazon, Facebook, Google oder Twitter vor dem Problem, wie sie mit der elektronischen Hinterlassenschaft von Hunderten Millionen Kunden umgehen sollen. ▶

Die Frage stellt sich zudem für Dutzende von Ländern mit jeweils unterschiedlichen Normen und Gesetzen.

Was früher in Grossvaters Schrank aufbewahrt oder von einem Notar an die rechtmässigen Erben übergeben wurde, liegt plötzlich auf den Servern meist amerikanischer Firmen. Sie machen nicht ihre individuellen Nutzungsbedingungen geltend, sondern vertreten den Standpunkt, dass gestreamte Inhalte, Wiedergabelisten oder ganze Büchereien von E-Books nie zum Eigentum eines Verstorbenen gehört hätten, also nur gemietet waren. Besonders tragisch ist, wenn die Erben keine Möglichkeit haben, das elektronische Portemonnaie für Kryptowährungen zu entsperren, weil der Verstorbene das entscheidende Passwort nur auf einem Notizzettel vermerkt hatte. In einem spektakulären Fall nahm der Gründer der grössten Kryptobörse Kanadas das Passwort für seinen verschlüsselten Laptop mit ins Grab, sodass Investoren und Erben der Zugang zu umgerechnet 190 Millionen US-Dollar verwehrt bleibt.

Kurzum, der digitale Nachlass ist eine juristische Grauzone mit vielen ungeklärten Fragen. Wer klug ist, kümmert sich deshalb zu Lebzeiten darum, sein Online-Erbe zu regeln – um im Falle des Ablebens der Nachwelt seinen virtuellen Schlüsselbund zu übergeben oder vorher reinen Tisch zu machen.

In Fällen wie jenem von David Bush und seiner Karten spielenden Frau heisst es etwa bei Apple, dass das Konto nicht übertragbar sei und dass «alle Rechte an Ihrer Apple-ID oder Ihren Inhalten innerhalb Ihres Accounts im Falle Ihres Todes enden». Wenn sich ein Hinterbliebener mit einer Kopie der Sterbeurkunde bei Apple meldet, kann er oder sie das Konto lediglich schliessen und alle Inhalte löschen. Sich als Hinterbliebener einfach mit dem Passwort des Toten einzuloggen, ist zwar praktisch und oft der einfachste Weg, aber rein rechtlich gesehen nicht erlaubt, solange die Erbfrage nicht eindeutig geklärt ist.

HINTERBLIEBENE WERDEN BESTRAFT Das ist fatal, denn an diesem Log-in hängen nicht nur alle gekauften digitalen Inhalte wie Musik, Filme und Software, sondern auch die Aktivierung von Hardware. Wer das Passwort des Verstorbenen nicht kennt, kann also nicht einmal rechtmässig erworbene iPhones oder iPads weiternutzen. Was Diebe abschrecken soll, bestraft Hinterbliebene.

Bei Facebook, das mit mehr als 2,5 Milliarden Nutzern einen erheblichen Teil der Menschheit im Netz bedient, ist man sich seit Langem des Problems bewusst. Das soziale Netzwerk hat zwar bereits 2005 einen sogenannten «Gedenkzustand» eingeführt, doch diese Option bereitet den Familien und Freunden von Toten keineswegs Genugtuung. Sie bedeutet lediglich, dass ein Nutzerkonto



Jahr für Jahr sterben 1,4 Millionen Facebook-Nutzer.

nach dem Tod eingefroren wird, ohne den Hinterbliebenen Zugriff auf die Daten zu geben – ähnlich einem Mausoleum, vor dem man Blumen ablegen kann, aber das den rechtmässigen Erben für immer verschlossen bleibt. Sollte das Unternehmen jemals seine Plattform säubern oder gar schliessen, droht Hunderten Millionen von Trauernden zudem der Verlust ihres virtuellen Friedhofs, wie es bei der gescheiterten Plattform MySpace bereits geschah.

1,4 MILLIARDEN GEISTERPROFILE Bereits 2012 schätzten Experten, dass Jahr für Jahr 1,4 Millionen Facebook-Nutzer sterben. Selbst wenn wider Erwarten keine neuen Kunden hinzukommen sollten, werden bis zum Jahr 2100 rund 1,4 Milliarden Geisterprofile auf der Plattform existieren, haben Forscher des Oxford Internet Institute hochgerechnet. Setzt sich das gegenwärtige Wachstum unverändert fort, werden es sogar 4,9 Milliarden tote Nutzer sein, die meisten von ihnen in Asien und Afrika. Die britischen Forscher warnen in ihrer Studie davor, die Aufbewahrung dieser Geisterwelt ausschliesslich den kommerziellen Erwägungen einer Firma zu überlassen: «Der ethische, religiöse, wissenschaftliche und historische Wert digitaler Hinterlassenschaften könnte so vernachlässigt werden.»

Auch bei Google ist die Situation verzwickt. Ein einziges Log-in erschliesst dort den Zugang zu diversen Diensten des Techriesen, von Gmail und Dokumenten in der Cloud über Apps für Android-Geräte und Fotoalben bis zu Wiedergabelisten auf YouTube und beliebten Orten auf Maps – ganz zu schweigen von künftigen Angeboten rund um Augmented Reality oder Vitaldaten. Wer sich über mehrere Monate hinweg nicht mehr einloggt, riskiert, dass das gesamte Konto deaktiviert und gelöscht wird.

Immer häufiger beschreiten Hinterbliebene deshalb den Rechtsweg und bekommen in Einzelfällen Zugang. Ein prominentes Beispiel betrifft das E-Mail-Konto eines US-Soldaten, der 2004 im Irak getötet wurde. Yahoo gewährte seinem Vater erst nach einer gerichtlichen Verfügung Zugang zur Korrespondenz, anstatt das brachliegende Konto zu löschen. Aus solchen Präzedenzfällen hat sich indes kein Standard entwickelt. Im Gegensatz zu örtlich gespeicherten Dateien, etwa auf dem heimischen PC, haben bislang nur wenige US-Bundesstaaten geregelt, welcher Zugriff rechtmässigen Erben auf Daten in der Cloud zusteht, sofern dies im Testament nicht ausdrücklich erwähnt ist.

In Deutschland hat sich die Lage seit 2018 geklärt. Seinerzeit hatten die Eltern einer jungen Frau Facebook verklagt, für das Konto ihrer verstorbenen Tochter den Gedenkzustand aufzuheben. Sie besassen zwar das Log-

in, konnten aber trotzdem keine Inhalte einsehen, die über ihren Tod in der Berliner U-Bahn Aufklärung hätten geben können. Der Bundesgerichtshof entschied in letzter Instanz, dass Online-Konten genauso zum Nachlass gehören wie Briefe, Tagebücher oder andere Dokumente.

Diese Grundsatzentscheidung nimmt alle Online-Dienste von Instagram bis Twitter in die Pflicht, wie die Verbraucherzentrale Niedersachsen in einem detaillierten Bericht zum Thema darlegt: «Online genutzte Konten sind vererbbar. Der Erbe tritt in alle Rechte und Pflichten aus bestehenden Verträgen ein. Neben Zahlungsverpflichtungen bestehen aber auch Kündigungs- bzw. Beendigungsrechte.»

In der Schweiz ist diese Sachlage nicht so klar geregelt. So gehen zwar örtliche Endgeräte und Datenträger an die Erben über, doch «wie es mit den Daten steht, die bloss im Internet gespeichert sind, ist aus rechtlicher Sicht nicht eindeutig geregelt. Es handelt sich dabei meistens nicht um Vermögenswerte im Sinne des Erbrechts, sondern vielmehr um persönlichkeitrechtliche Belange, welche nicht auf die Erben übergehen», so der Eidgenössische Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragte (EDÖB) Adrian Lobsiger. Selbst auf hochgeladene Fotos oder Videos könne man so nicht automatisch Ansprüche geltend machen. «Wenn wir als User die AGB akzeptieren und auf die Anerkennung der Urheberschaft verzichten, kann dieses Recht auch nicht mehr vererbt werden», warnt die Behörde in einem Merkblatt zum digitalen Erbe.

NICHT ALLES IST FÜR DIE NACHWELT BESTIMMT Was also sollte man tun, um seinen digitalen Nachlass umsichtig vorzubereiten? Wer seine Konten gelöscht sehen will, sollte das entweder im Testament ausdrücklich festhalten oder bereits zu Lebzeiten beginnen, einen Tisch zu machen. Google etwa erlaubt es, einen Vertrauten zu benennen, der oder die automatisch kontaktiert wird, sobald ein Konto über einen im Voraus definierten Zeitraum von mehreren Monaten brachliegt. Damit kann man die Löschung aller Daten verhindern.

Es empfiehlt sich auch, eine Liste seiner wichtigen Passwörter entweder beim Notar oder in einem Passwortmanager zu hinterlegen. Ein solches Notfall-Kit können Hinterbliebene im Todesfall einsehen. Dann können sie nicht nur wichtige Dateien wie Fotos und Dokumente herunterladen, sondern auch die Bankverbindung oder Kreditkarte aktualisieren, um einen Dienst so lange wie nötig am Leben zu erhalten.

Nicht alles indes ist für die Nachwelt bestimmt, etwa offenherzige Blog-Einträge oder Eskapaden in einer Dating-App. Aber auch dafür lassen sich Vorkehrungen treffen. Bei spezialisierten Anbietern kann die Schliessung und Löschung ausgewählter Online-Konten zu Lebzeiten festgelegt werden. Meldet sich der vorher bestimmte Erbe nach Ablauf einer Sperrfrist an, beginnt der Löschvorgang. ■

Steffan Heuer ist US-Korrespondent des deutschen Wirtschaftsmagazins «brand eins». Sein Buch «Mich kriegt ihr nicht! Schritte zur digitalen Selbstverteidigung» erschien eben in der vierten, komplett überarbeiteten Auflage.



In der globalisierten Welt haben immer mehr Menschen Wurzeln in verschiedenen Kulturen und Ländern. Was verbindet sie mit der Heimat der Eltern? Roger Federer über sein afrikanisches Erbe.

Interview Simon Brunner

Roger Federer (38) gilt als einer der erfolgreichsten Athleten aller Zeiten. Er hat einen Schweizer Vater und eine südafrikanische Mutter. Mit seiner Stiftung unterstützt er seit 2009 Bildungsprojekte in der Region des südlichen Afrikas (und in der Schweiz).

«Fühle mich als

Ihre Mutter stammt aus Südafrika – wie viel Afrika steckt in Roger Federer? Ich bin sehr stolz auf meine afrikanischen Wurzeln. Jedes Mal, wenn ich dort bin, beeindruckt mich die magische Anziehungskraft dieses riesigen Kontinents und ich fühle mich als ein kleiner Teil davon. Ich freue mich darauf, nach meiner Tenniskarriere Südafrika zu erkunden und dieses wunderschöne Land meiner Familie näherzubringen.

Was sind Ihre ersten Erinnerungen daran?

Als ich sieben Monate alt war, reiste ich mit meinen Eltern erstmals nach Südafrika. Von da an besuchten wir etwa alle zwei Jahre meine Verwandten. Ich erinnere mich gerne an diese Tage auf ihrer Farm in der Nähe von Johannesburg, an die Fahrten nach Kapstadt und an die Küste,

ans Campieren draussen im Busch. Ich erinnere mich an das Licht, an die Gerüche und die Geräusche. Und bis heute liebe ich die Besuche bei meinen südafrikanischen Verwandten, obwohl sie leider viel zu selten geworden sind. Andererseits habe ich schon in jungen Jahren erkannt, dass hier viele Menschen in sehr armen Verhältnissen leben. Ich bin deshalb froh, dass ich heute mit meiner Stiftung zur Entwicklung dieses Landes mit seinen fantastischen Menschen beitragen kann.

2013 beschloss Ihre Stiftung, das Engagement für Bildung im südlichen Teil Afrikas drastisch zu erhöhen. Das erklärte Ziel: Bis 2018 sollte einer Million Kindern ein besserer Start ins Leben ermöglicht werden. Wurde das erreicht? Als wir diese Verpflichtung eingegangen sind, klang es verrückt und unerreichbar – aber ja, wir haben es geschafft. Weit über eine Million Kinder haben von unserer Unterstützung profitiert. Die Aufgabe

bleibt jedoch monumental: 64 Millionen Kinder auf der ganzen Welt besuchen immer noch keine Grundschule und 85 Prozent der Kinder in Entwicklungsländern haben keinen Zugang zu frühkindlicher Bildung. Unsere Arbeit muss fortgesetzt werden, und ich hoffe, auch andere zu inspirieren, sich der Sache anzuschliessen.

Nelson Mandela und seine Mitgefangeenen auf Robben Island überzeugten die Gefängniswärter, den Innenhof in einen Tennisplatz umzubauen. Tennis wurde zu Mandelas Lieblingsbeschäftigung als Gefangener. In einem neuen Video würdigen Sie zusammen mit anderen Athleten Nelson Mandela. Ist er ein Vorbild für Sie?

Auf jeden Fall. Er glaubte an etwas und musste dafür einen hohen Preis bezahlen. Aber er blieb ein Mann des Friedens und der Vergebung. Er ist jemand, zu dem man definitiv aufschauen kann, und das ist sehr wichtig für mich. Und die Tatsache, dass Nelson Mandela eine solche Affinität zu unserem wunderbaren Sport hatte, ist wirklich etwas Besonderes und

kleiner Teil Afrikas”



Im Rahmen der von der Credit Suisse 2009 mit Roger Federer eingegangenen Sponsoring-Partnerschaft fliesst jährlich eine Million US-Dollar in die Roger Federer Foundation (RFF). Diese Mittel werden vornehmlich in eine Initiative zur Förderung der frühkindlichen Bildung in Malawi investiert.
credit-suisse.com/rogerfedererfoundation

kann in den kommenden Jahren hoffentlich dabei helfen, eine neue Generation von Tennisspielern zu inspirieren.

Sie haben bisher erst einmal in Afrika gespielt, im Davis-Cup gegen Marokko – was erwarten Sie von «The Match in Africa», der Anfang Februar im «Cape Town Stadium» stattfindet?

Ich habe in meinem Leben so viele Dinge erreicht, die ich für unmöglich hielt, also sage ich das selten – aber es ist wahr: Dieser Event ist ein Traum, der wahr wird! Ich werde in der Heimat meiner Mutter gegen meinen härtesten Rivalen und Freund Rafael Nadal spielen. Wir teilen nicht nur die Liebe zum Tennis, sondern auch unser Engagement, Kindern mittels Bildung einen besseren Start ins Leben zu ermöglichen. Es wird ein einmaliger Moment für meine Familie und mich sein. Und wir werden versuchen, den bisherigen Zuschauerrekord bei einem Tennismatch zu brechen.

Sie sind erst 38 Jahre alt, ein Alter, in dem viele Menschen ausserhalb des Sports noch mitten drin sind, ihre Karriere voranzutreiben. Doch es wird bereits viel über Ihr «Vermächtnis» gesprochen. Wenn Sie etwas auswählen müssten, wofür würden Sie den Menschen gerne in Erinnerung bleiben?

Ich hoffe, dass ich als jemand in Erinnerung bleiben werde, der den Tennissport liebte und das Spiel so leidenschaftlich wie möglich, aber mit Fairplay spielte. Ich möchte, dass die Menschen erkennen, dass nicht nur Tennis, sondern Sport im Allgemeinen eine universelle Sprache ist und Menschen und Kulturen zusammenbringen kann.

Eine Geige reist um die Welt, ein Brot wird seit
170 Jahren aus dem gleichen Sauerteig
hergestellt, ein Schloss dient als Bauernhof: fünf
Erbgeschichten von San Francisco bis Goa.

Zusammengestellt von der Redaktion

M E I N

DANIEL WELTLINGER (42) ist Jazzgeiger und hat diesen Sommer das Album «Szolnok» zu Ehren seines Grossvaters Zoltán veröffentlicht, gespielt auf dessen Geige. Das Instrument erzählt viel über die jüdische Geschichte Europas im 20. Jahrhundert: Der Bruder von Zoltán ersteht die GEIGE 1918 in Szolnok, einer ungarischen Kleinstadt, doch er stirbt an der Spanischen Grippe, die Geige kommt in den Besitz von Zoltán. Dieser flieht 1920 aus dem politisch instabilen Ungarn nach Wien, erlebt dort zufälligerweise einen Auftritt Adolf Hitlers und flieht weiter nach Marseille. Dort studiert er und verdient sein Geld als Kaffeehausgeiger, er lernt Django Reinhardt und Edith Piaf kennen, flieht 1940 nach Spanien, wird inhaftiert und nach Algerien verlegt, entkommt, schliesst sich der französischen Résistance und dann der britischen

Armee an. Nach dem Krieg gelangt er nach Casablanca, heiratet und bekommt eine Tochter – Daniel Weltlingers Mutter –, flüchtet in den 1950er-Jahren im marokkanischen Unabhängigkeitskrieg und gelangt nach Australien. Daniel Weltlinger sagt: «Der Geist der Familie steckt in dieser Geige.»

EIRBE

Der
Geist
der
Geige



Das
romantische
Motorrad



1979 kratzte der Grossonkel von NISHANT JHAMBO (32) sein Geld zusammen, nahm einen Kredit bei Jhambs Grossvater auf und kaufte eine Enfield Bullet, das legendäre indische MOTORRAD, das seit 1947 und damit im Motorradgeschäft weltweit am längsten ununterbrochen in Serie produziert wird. Die Bullet wird Teil der Familie: «1984 rettete mein Grossonkel damit einen Freund bei den Aufständen in Delhi», sagt Jhamb, «mein Vater führte meine Mutter mit der Bullet aus, als er um sie warb.» Die Familie nutzt das Motorrad nur noch selten, da Teile für den Unterhalt fehlen. Und trotzdem steht für den Filmer fest: «Ich würde sie für kein Geld der Welt hergeben.»



1849 rührte Isidore Boudin, ein französischer Bäckerssohn in San Francisco, einen Sauerteig an, nach lokalen Rezepten der Minenarbeiter in der Goldrausch-Ära und französischer Bäckerkunst. Heute ist die Boudin Bakery das älteste durchgehend operierende Geschäft in San Francisco – und ihr Sauerteigbrot wird nach wie vor aus dem ursprünglichen MUTTERTEIG hergestellt (ein Sauerteig-Starter kann theoretisch ewig leben, er wird durch Milchsäurebakterien und Hefen konstant in Gärung gehalten). Das Geschäft gehört seit 1941 mit einem Unterbruch der Familie Giraudo. Der aktuelle Besitzer, DANIEL GIRAUDO (41), sagt: «Beissen Sie in unser Brot und Sie schmecken 170 Jahre Geschichte von San Francisco.»

Der 170-jährige Teig



Die Familien- korallen

«Meine Grossmutter liebte Schmuck», sagt WENDY MEAKIN (52), eine Uhrenhändlerin in London, «und ich auch!» Meakin und ihre Geschwister erbten einige Stücke von ihr, doch sie landeten zuerst im Safe, «sie waren für meinen Geschmack etwas veraltet». Dann aber traf sie den Designer Duffy und sie begannen, die alten Stücke zu verändern. «Zuerst hatte ich ein schlechtes Gewissen», sagt Meakin, «aber ich glaube, Oma wäre glücklich, wenn sie sähe, dass ihr Schmuck Teil meines Lebens und meiner Identität geworden ist.» Aus einer alten Korallenkette entstand ein GOLDRING, «den trage ich am kleinen Finger, wie meine Grossmutter».

Meakins Bruder machte den Heiratsantrag mit einem leicht veränderten Ring der Grossmutter und sie selber hat weitere Pläne: «Nächstes Jahr möchte ich aus einem alten Diamanten-Collier etwas Modernes kreieren.»

DAS SCHLOSS Oberdiessbach zwischen Bern und Thun wurde 1668 für einen Oberst von König Ludwig XIV. errichtet – und wurde den Prunkbauten des Sonnenkönigs nachempfunden. «Ich heisse von Wattenwyl und habe ein Schloss. Da ist man den Mitbürgern grundsätzlich ein wenig suspekt», sagt der Urenkel in der elften Generation und heutige Schlossherr **SIGMUND VON WATTENWYL** (59). Seine Frau **MARTINE** (56) träumte schon als Mädchen vom Leben auf einem Schloss, doch sei ihr Alltag weniger glamourös, als sie damals dachte: «Wir sind eigentlich Bauern», sagt sie, «den Landwirtschaftsbetrieb betreiben wir selber und Angestellte haben wir auch keine mehr.» Das Schloss mit den 20 Zimmern liegt ihnen aber so am Herzen, dass sie jährlich Hunderte Stunden Fronarbeit leisten. «Das gehört einfach zur Familie», sagt Sigmund von Wattenwyl.

Schlossherren und Bauern





« ... kann fast jeden treffen »

Weitverbreitet und selten thematisiert – Erbschleicherei bewegt sich in der rechtlichen Grauzone und ist schwer nachweisbar. Experte Felix Boller über ein tabuisiertes Phänomen.

Interview Michael Krobath



Felix Boller, woher stammt Ihr Interesse am Thema Erbschleicherei?

Ausgelöst wurde es durch ein persönliches Erlebnis; eine mir nahestehende Person und deren Umfeld wurden von einer Erbschleicherin manipuliert. In der Folge wurde ich mit ausweichenden Reaktionen und aktivem Wegschauen der Willensvollstreckerin und der Behörden konfrontiert und sogar denunziert. Diese Stigmatisierung war für mich unverständlich. In der Folge habe ich mich in die Thematik vertieft und entdeckt, wie interdisziplinär und spannend dieses Phänomen ist. Erbschleicherei ist so vielseitig, dass sie nahezu jeden treffen kann.

Was ist Erbschleicherei eigentlich genau? Kriminologisch ist Erbschleicherei eine geplante Tat, welche ein Muster aufweist, Spuren hinterlässt und rekonstruierbar ist. Dies kann sowohl vor als auch nach dem Tod des Erblassers geschehen. Dabei täuscht beziehungsweise manipuliert der

Fridolin (rechts), der auf dem Wappen des Kantons Glarus abgebildet ist, gilt als «Schutzenpatron vor Erbschleicherei». Der Legende nach lebte der irische Glaubensbote im sechsten Jahrhundert und bewahrte das Glarnerland davor, dass es in falsche Hände kam. Er weckte den toten Erblasser Urso auf, damit er sein Erbe bezeugen und bewirken könne, dass das Land nicht Ursos geizigem Bruder Landolf zufällt.

Erbschleicher den Erblasser selbst oder mittels eines eingesetzten Intriganten. Rechtlich betrachtet erbt schliesslich der Intrigant und überrascht damit zur Unzeit die nahe Verwandtschaft des Verstorbenen. Diese Zusammenhänge vor Gericht zu beweisen, ist oft enorm schwierig.

Können Sie ein Beispiel geben?

Der vielleicht bekannteste Fall der Neuzeit ist jener von Anna Nicole Smith. Das damals 26-jährige Ex-Model heiratete 1994 den 89-jährigen Öl-Milliardär Howard Marshall, der 14 Monate später verstarb. Er habe ihr mehrere Hundert Millionen Dollar versprochen, wenn sie ihn heirate, behauptete Smith, was Marshalls Sohn bestritt. Es folgte ein erbitterter Rechtsstreit, der erst 2010 zugunsten des Sohnes entschieden wurde, drei Jahre nach dem Tod von Anna Nicole Smith.

Worin besteht Ihre Arbeit?

Die uns gemeldeten Ereignisse unterteilen wir in verschiedene Phasen. Diesen entnehmen wir Indizien. Daran messen wir den Tatfortschritt. Ab einer gewissen Anzahl Indizien sprechen wir nicht mehr von Zufällen. Dann untersuchen wir die Sache unter dem Fokus der Erbschleicherei. Steht die Gesamttat im Zusammenhang mit Strafdelikten, ist eine Anzeigerstattung möglich. Unsere Stärke besteht in der Kenntnis von vielerlei Tatmustern, wodurch Ermittlungen präziser, effizienter und kostengünstiger erfolgen können.

Ist Erbschleicherei ein neues Phänomen?
Im Gegenteil: Die älteste uns bekannte Quelle bezieht sich auf das Jahr 700 vor Christus. In seinem Werk «Erga» verband der griechische Dichter Hesiod die Erscheinungen um Erbschleicherei mit Richterbestechung und Meineid.

Gibt es klassische Tatmuster?

Ein häufiges Tatmuster ist die subtile Isolation der Zielperson in ein Abhängigkeitsverhältnis. Wir nennen das Stalking zu Bereicherungszwecken. Ein Beispiel: Der Erbschleicher pflegt sein Opfer,

isoliert es von dessen Umfeld und gibt danach vor, er sei der Einzige gewesen, der sich um diesen verlassenen Menschen kümmerte, während sich die ganze Verwandtschaft dieser schweren Arbeit entzogen habe. Es gibt aber auch andere Muster: zum Beispiel, dass ein Notar das Testament seines Klienten fälscht. Nicht zu vergessen sind zudem Bettelorden und Sekten, die unnachgiebig ihre Selbstlosigkeit betonen und listig aufs Geld aus sind.

Verschärft die Digitalisierung das Problem der Erbschleicherei?

Selbstverständlich entstehen dadurch neue Risikofelder. Durch das «Hacken» von Personendossiers, Steuererklärungen, Gesundheitsakten etc. gelangen Täter an sensible Daten und können Zielpersonen evaluieren. Im Zusammenhang mit Internetkriminalität stehen wir deshalb der Gültigkeit der digitalen Unterschrift skeptisch gegenüber. Anlass zur Sorge bereiten auch sogenannte Deepfakes: gefälschte Videos, in denen realen Personen mithilfe von Software Worte in den Mund gelegt werden, die sie nie geäussert haben. Dabei klingt die Stimme täuschend echt und die Lippen bewegen sich synchron zum Text.

Wie verbreitet ist Erbschleicherei?

In der Schweiz erhalten wir seit drei Jahren circa eine Fallmeldung pro Monat. Wir gehen aber von einer hohen Dunkelziffer aus, denn eine Schwierigkeit besteht darin, eine mit List geplante Tat als solche zu erkennen. Viele Angehörige registrieren bei der Zielperson lediglich befremdendes Verhalten, können dies aber weder zuordnen noch dahinter ein Tatmuster erahnen. Andere schämen sich, über Ungereimtheiten zu sprechen, weil der Verstorbene blamiert würde oder weil sie selbst als gierig dastehen könnten.

Wie sieht das typische Täterprofil aus?

Das gibt es nicht. Frauen und Männer jeden Alters können Täter sein. Die einen kennen sich besser aus in der Ausnutzung der rechtlichen Graubereiche, die anderen manipulieren die Zielperson geschickter.

Manchmal vereinen sich solche Spezialisten gar zu einem Team und starten ein Komplott. Wenn sie damit Erfolg haben, werden sie vielleicht die Tat wiederholen und daraus ein Geschäftsmodell entwickeln. Vom Charakter her verfügen einzelne Erbschleicher über eine Spielader, andere sind eher Narzissten oder Soziopathen. Wiederum andere spekulieren darauf, dass ihnen aufgrund ihrer gehobenen gesellschaftlichen Position im guten Glauben keine Tat zugetraut wird.

Welche Personen sind besonders gefährdet – gibt es ein Opferprofil?

Es trifft schwache Menschen, die entweder nie gelernt haben, sich zu wehren, oder die altersbedingt dazu nicht mehr fähig sind. Aber es sind auch stolze Charaktere dabei, die sich in einem seelischen Tief etwas naiv an den nächsten Menschen klammern, der ihnen vorgaukelt, ein Freund zu sein. Besonders gefährdet sind Menschen, die von einem anderen Menschen abhängig sind.

Was kann gegen Erbschleicherei getan werden?

Wir raten allen Menschen, sich sachlich und aus mehreren Perspektiven darüber zu informieren und offen darüber zu sprechen. Somit enttabuisieren sie ein Verhalten, in dessen Schatten Kriminalität gedeihen kann. Zudem empfehlen wir Gesetzesanpassungen, damit die Behörden effektiver handeln können.



Felix Boller (46) ist Gründungs- und Vorstandsmitglied der Schweizerischen Vereinigung gegen Erbschleicherei. erbschleicherei.org



Die Menschheit für immer verändern



Ein neues Verfahren macht es möglich, DNA-Bausteine im Erbgut von Menschen, Tieren und Pflanzen zu manipulieren. Wie sollen wir mit dieser Macht über die Natur umgehen? Der Biologe Dieter Egli in New York will damit die Vererbung von genetischen Krankheiten verhindern.

Text Helene Laube Illustration Keith Negley

U

Unspektakulärer könnte der Ort, an dem bahnbrechende Fortschritte rund um embryonale Stammzellen erzielt werden, kaum sein: ein kleines Labor auf dem weitläufigen Campus des Columbia University Medical Center im Norden Manhattans. Hier, in seinem mit Medizintechnik vollgestopften Egli Lab im sechsten Stock des Medical Science Pavilion, leistet Dieter Egli Pionierarbeit. Der Schweizer Stammzellbiologe geht der Frage nach, wie DNA in menschlichen Embryos modifiziert werden kann. Konkret forscht er mit seinem neunköpfigen Team an der gentechnischen Veränderung der Stammzellen und daran, wie krankheitserzeugende Mutationen in embryonalen Stammzellen repariert werden können.

Egli, der für seine Forschung in diesem Bereich weltweit bekannt ist, hält das für eine der denkbareren Strategien, um bestimmte Erbkrankheiten zu verhindern. Er ist damit nicht allein. Auf der Genetik ruhen so gut wie alle Hoffnungen auf eine Zukunft mit weniger schweren Krankheiten. Egli's Labor ist eines der wenigen, das an menschlichen Eizellen und Keimzellen forschen kann, da Eingriffe in die menschliche Keimbahn in vielen Ländern verboten sind, auch in der Schweiz.

Noch ist die Arbeit auf Laborexperimente beschränkt. Aber sie könnte für die Entwicklung möglicher Zellersatztherapien eingesetzt werden, denn die Forscher kombinieren Grundlagenforschung mit therapeutischen Zielen. «Ich bin begeistert von embryonalen Stammzellen und ihrem Potenzial, bisher unheilbare Krankheiten zu heilen. Wir arbeiten auf dem Gebiet von Diabetes darauf hin», sagt Egli. Für den Molekularbiologen, selbst Vater eines kleinen Buben, ist es zentral, dass seine Arbeit eine dauerhafte Relevanz für die Gesellschaft hat und das Leben vieler Menschen positiv beeinflusst: «Es ist eine Art Berufung, der ich nachgehe, seit ich in die Schweizerische Studienstiftung aufgenommen wurde, die Studenten fördert, deren Engagement in Zukunft auch anderen und dem Gemeinwohl zugutekommt.»

Zu behaupten, dass Egli's Arbeit ethischer Konfliktstoff sei, ist eine Untertreibung. Wenige Forschungsgebiete entflammen solch emotionale Debatten wie die Experimente rund um die Genveränderungen in Stammzellen oder das Klonen von Lebewesen. Sie wecken Ängste vor Designer-Babys, Menschen nach Mass und genetischer Aufrüstung.

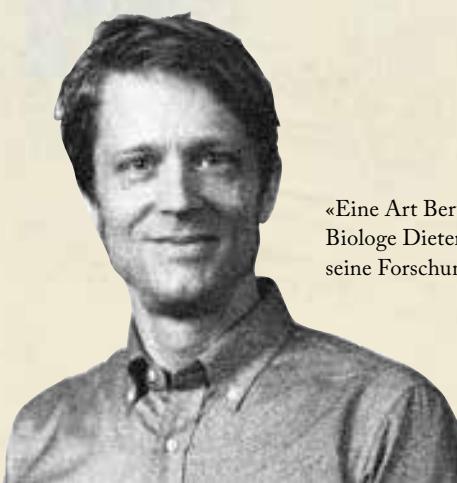
Für besonders viel Aufruhr sorgt Egli's Fachgebiet der Keimbahnveränderung. Die Eingriffe sind sehr umstritten, weil nicht nur die Gene eines Embryos modifiziert, sondern die Veränderungen auch an dessen Nachkommen weitervererbt würden. Einmal bearbeitet und zur Welt gebracht, könnten solche Babys die Menschheit für immer verändern, so die Befürchtung. Auf diese Weise könnte aber auch die Vererbung genetischer Krankheiten an die nächste Generation verhindert werden. Für Egli ist deshalb klar: Nur genetische Varianten sollen in das Genom eingeschleust werden können, die schon in einer gesunden Person vorhanden sind, da der Effekt einer neuen Variante nicht bekannt ist. «So gesehen ist es nicht wirklich eine Veränderung der Menschheit», sagt der Forscher.

Die Frage der Eingriffe in die Keimbahn ist in den vergangenen Jahren durch eine neue Methode noch dringlicher geworden: Crispr/Cas9. Die revolutionäre Technologie erlaubt nicht nur günstigere und leichtere, sondern auch wesentlich präzisere und somit weniger riskante genetische Eingriffe in das Erbgut als bisherige Verfahren. Für die einen ist Crispr deshalb der lang ersehnte Durchbruch, der die Welt zum Besseren verändern wird. Sie hoffen, dass sich dank diesem neuen Genome-Editing-Verfahren Krankheiten wie Krebs und Alzheimer heilen lassen und die Menschheit den Hunger besiegen kann. Mit Crispr könnten Biologen die DNA von Pflanzen verändern und etwa Sorten züchten, die resistenter und ergiebiger sind. Für die anderen wird damit ein Albtraum wahr: Sie halten es für unethisch und gefährlich, dass der Mensch nun das «Werkzeug Gottes» besitzt, mit dem er nach Belieben im Erbgut von Mensch, Tier und Pflanze herumpfuschen kann.

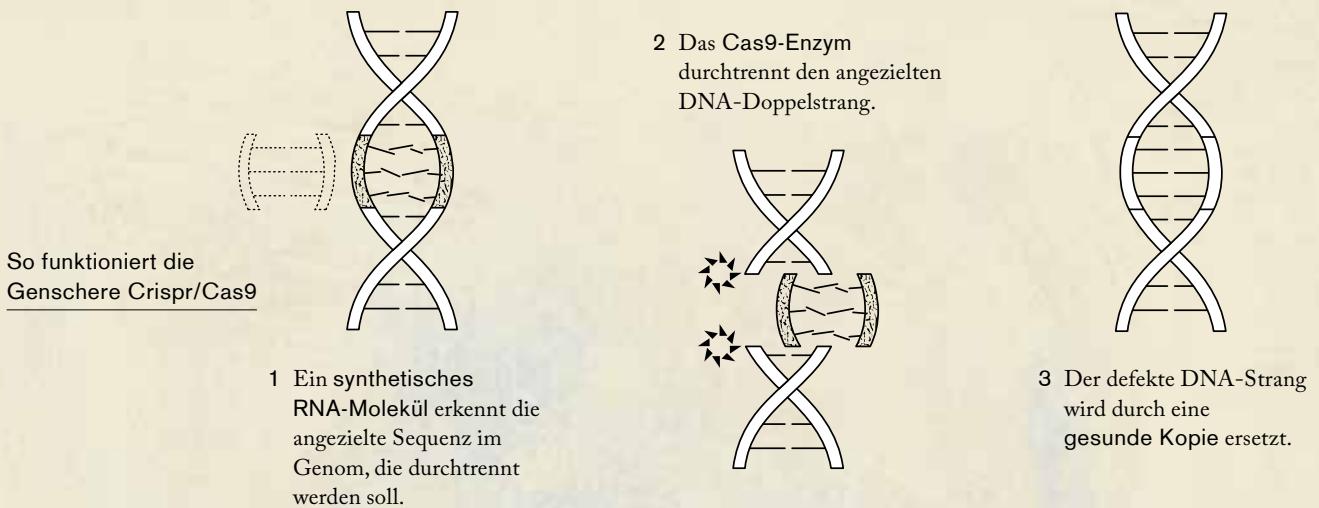
«GENOM-VANDALISMUS» Ein chinesischer Forscher sorgte letztes Jahr denn auch für weltweite Empörung, als er bekannt gab, dass zwei Mädchen nach einem Eingriff mit der Crispr-Genschere geboren worden waren: He Jiankui behauptete, er habe bei ihnen im Embryonalstadium gezielt ein Gen ausgeschaltet und sie so resistent gegen HIV gemacht. Sollte das tatsächlich stimmen, wären die Mädchen die ersten Crispr-Babys der Welt. Egli bezeichnet den Versuch des chinesischen Forschers als «Genom-Vandalismus».

Wie viele Forscher, wendet auch der Schweizer bei seinen Eingriffen in das Genom von Embryos Crispr an, allerdings ausschliesslich für Forschungszwecke. Egli will herausfinden, ob das Verfahren für die Reparatur von Mutationen in menschlichen Embryos sicher eingesetzt werden kann. «Ich glaube nicht, dass die Technologie heute schon für Fortpflanzungszwecke bereit ist», sagt Egli. «Aber ich will nicht ausschliessen, dass sie auch in der Keimbahn einsetzbar ist.» Denkbar wäre ein Einsatz etwa dann, wenn beide Eltern von derselben Erbkrankheit betroffen sind, denn dann gäbe es kaum Aussichten, einen Embryo ohne Gendefekt zu finden.

Embryonale Stammzellen treiben den 44-jährigen Forscher seit Beginn seiner Karriere um. Egli promovierte 2003 an der Universität Zürich in Molekularbiologie, mit Professor Walter Schaffner als Mentor. Sein Hauptinteresse galt DNA-Schäden in der Fruchtfliege, heute gilt es DNA-Schäden im menschlichen Embryo. Egli realisierte bald, dass er zur Entwicklung von Therapien auch menschliche Zellen unter die Lupe nehmen musste. 2005 zog er – ausgestattet mit einem Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung – für die post-



«Eine Art Berufung»:
Biologe Dieter Egli über
seine Forschung.



doktorale Forschung nach Harvard. Das Team des Harvard Stem Cell Institute, dem auch der renommierte Stammzellforscher Kevin Eggan angehört, hatte laut Egli «damals schon sehr innovative Ideen, was man mit embryonalen Stammzellen machen könnte». Eine davon war es, erwachsene Körperzellen eines Menschen zu reprogrammieren und sie in den Zustand embryonaler Zellen zurückzuversetzen.

MEDIZINISCHER DURCHBRUCH DES JAHRES 2008 wechselte Egli, der am Zürichsee aufwuchs, nach Manhattan in das privat finanzierte New York Stem Cell Foundation Research Institute. Der Grund: Ein Gesetz von 1996 untersagt der US-Regierung die Förderung von Labors, in denen menschliche Embryos zerstört oder für Forschungszwecke geschaffen werden. Außerdem sind die für solche Experimente nötigen Eizellspenden gegen Geld in vielen Bundesstaaten einschließlich Massachusetts, wo Harvard beheimatet ist, nicht erlaubt. In New York hingegen ist seit 2009 die Förderung der Forschung an Stammzellen aus gespendeten Eizellen sowie die Bezahlung der Spenderinnen erlaubt.

Im neuen Labor schaffte es Egli's Team, zu zeigen, dass eine somatische Zelle, also eine menschliche Zelle, die ihr Erbgut nicht an die nächste Generation weitergibt, in eine pluripotente Stammzelle reprogrammiert werden kann. Das heisst, aus diesen Stammzellen kann praktisch jeder Zelltyp des Körpers entstehen. Das US-Magazin «Time» kürte die Studie 2011 zum medizinischen Durchbruch des Jahres, Egli schaffte es auf die renommierte «People Who Mattered»-Liste.

REGULIERUNG STATT MORATORIUM Seine weitreichenden Forschungsarbeiten etablierten Egli als einen Vorreiter bei der embryonalen Stammzellbiologie. 2014 lockte die Columbia University mit einem eigenen Labor. Seine Arbeit wird, wie er sagt, stark von den Einschränkungen der Forschungspolitik und bei der Bereitstellung von Fördergeldern beeinträchtigt. «Die Arbeit, die ich mache, ist im Grunde Karrieresuizid», sagt der Assistenzprofessor für Entwicklungs- und Zellbiologie an der Columbia University. «Was eine Karriere voranbringt, sind vor allem Fördergelder, die Einfluss in Institutionen verschaffen – und das ist bei meinen Projekten nicht der

Fall.» Seine Projekte böten aber vielversprechende Forschung, und das sei für ihn Motivation genug.

Er verstehe die gesellschaftlichen und ethischen Bedenken, die Bürger, Politiker und kritische Forscher angesichts der Eingriffe in die Biologie des Menschen umtreiben. «Ich werde für meine Arbeit verständlicherweise kritisiert, und es gibt polare Gegensätze», sagt Egli und muss bei der Untertreibung selber lachen. Der Triathlet, der im August seinen ersten vollen Ironman im kanadischen Mont-Tremblant als Fünfter in seiner Altersklasse absolvierte und Mitte Oktober die Ironman-Weltmeisterschaft auf Hawaii bewältigte, beweist jedoch auch berufliche Ausdauer. Seine Antwort auf die Frage, ob Forscher die menschliche Keimbahn unangetastet lassen sollten, bis mehr über mögliche Auswirkungen von Crispr bekannt ist, ist ein klares Nein: «Wir müssen lernen, wie wirksam und sicher sich Gene in der menschlichen Keimbahn verändern lassen, und ob diese Anwendung besser ist als andere Therapien. Die Forderung, man solle warten, bis man mehr weiß, und gleichzeitig der Forschung ein Moratorium auferlegen, wie das von einigen gefordert wird, ist ein Widerspruch», sagt Egli. «Um mehr zu erfahren, braucht es Forschung. Diese sollten wir nicht bremsen, sondern innerhalb bestimmter Rahmenbedingungen fördern. So sollte sie etwa ausschliesslich auf die Heilung von Krankheiten ausgerichtet sein.»

Ausserdem fordert Egli mehr Forschung an anerkannten akademischen Einrichtungen, wo Input, Kritik und wissenschaftliche Genauigkeit garantiert sind. Ein unzureichend reguliertes Umfeld fördere den Missbrauch von Gen-Editing-Werkzeugen im Untergrund oder in Ländern ohne festgesetzte Aufsicht. «Der Fortschritt lässt sich nicht aufhalten – entweder geschieht er ohne Roadmap und Regulierung oder wir entscheiden uns für einen regulierten Fortschritt», sagt Egli. «Die Leute müssen wissen, was möglich ist – und was nicht.» ■

Helene Laube ist freie Journalistin in San Francisco.

Besuch bei der ältesten Sake-Brauerei der Welt, die seit 1141 von der gleichen Familie betrieben wird. Was ist das Geheimnis dieser Langlebigkeit? Ist ein solches Erbe eine Belastung oder eine Chance? Wie geht es weiter?

Text Sonja Blaschke Fotos Yasuyuki Takagi



Der 100 Businessplan

Die Bäume für die kommenden Generationen zu bewahren, ist eine der Hauptaufgaben des Reisweinherstellers. Denn wo grosse Bäume sind, ist das Wasser gut.

-jährige



B

Bis vor wenigen Jahren sah man von Sudohonke, umgeben von Kastanien, Reisfeldern und einigen Dutzend Häusern, auf Satellitenaufnahmen nur einen grossen grünen Fleck: ein schützendes Dach aus japanischen Ulmen, Kiefern und Bambussen, das seit fast 900 Jahren die älteste durchweg betriebene Sake-Brauerei der Welt verbirgt. Die Baumwurzeln geben dem Boden Halt und konservieren Wasser für drei Brunnen auf dem Gelände. Die Wipfel spenden bis zu 400 Jahre alten Holzgebäuden Schatten. Reiswein mag es nicht zu warm, gebräut wird nur von November bis März. Die Devise der «Brauerei im Wald», wie sie Anwohner nennen, lautet daher: «Nie die Bäume fällen!»

Die Herstellung von Sake ist ein saisonales Geschäft, aber eines mit langer Tradition. Seit 1141 gibt es Sudohonke schon. Damit gilt die Reisweinbrauerei als die zehntälteste Firma in einer Nation, die eine einzigartige Tradition an langlebigen Familienunternehmen aufweist. Mehr als 50 000 japanische Unternehmen sind über 100 Jahre alt – das Land hält den inoffiziellen Weltrekord als Ort mit den meisten Uralt-Firmen. Zu den allerältesten gehören solche, deren Produkte oder Dienstleistungen menschliche Grundbedürfnisse befriedigen – Teebauern wie Tsuen (seit 1160), Reiskuchenbäcker wie Ichimonjiya Wasuke (seit 1000) und Ryokans, die traditionellen japanischen Hotels wie Nishiyama Onsen Keiunkan (seit 705) und Hoshi Ryokan (seit 718). Was ist das Geheimnis dieser Langlebigkeit? Ist ein solches Erbe eine Belastung für die Nachkommen oder eine Bereicherung?

DIE G-7 AUF BESUCH Beim Besuch in der Präfektur Ibaraki, 100 Kilometer nördlich von Tokio, verrät kein Schild, was sich hinter einem Zaun aus dunklem Holz und lackierten Tonziegeln befindet. Durchs geöffnete Tor ist niemand zu sehen. Da für streckt im Hof eine Kiefer, beschritten wie ein Bonsai, ihre Äste wie Arme aus, als wolle sie einen willkommen heissen. Die Zikaden geben im Spätsommer noch einmal alles, ihr Zirpen erfüllt die Luft.

«Ich habe erst vor Kurzem verstanden, was Sakebrauen wirklich bedeutet», sagt Gen-uemon Sudo später beim Gespräch in einem 150 Jahre alten Holzgebäude, wo er Verkostungen anbietet. Dabei braut er in der 55. Generation und steht seit über 20 Jahren einer der angesehensten Brauereien des Landes vor. Vor vier Jahren durfte er sogar die Regie-

rungschiefs beim G-7-Gipfel in Japan bewirken. «Mit Sudohonke kann man nichts verkehrt machen», sei die Einstellung seiner Kunden, sagt Sudo.

Er sieht es als seine Aufgabe an, «anständigen» und einzigartigen Reiswein in gleichbleibend hoher Qualität herzustellen, auf den sich die Kunden, aber auch die Götter, verlassen können. Denn das ist gleichzeitig Ursprung und Selbstverständnis: Sake als Opfergabe und Nahrungsmittel für die Götter. Vor den Produktionsgebäuden – streng «off-limits» für die Presse – steht denn auch ein kleiner Shintō-Schrein aus Holz, mit weissen Opfergefäßern davor.

Sudo liebt es, über Sake zu sprechen, dessen Geschmack, dessen Zutaten, dessen Aussehen, die Besonderheiten seiner Kreationen und über die Reaktion berühmter Weinhersteller oder Köche darauf. «Aber», so betont er, «nur Sake allein, das bringt es nicht». Sudo will zugleich das kulturelle Erbe seines Landes bewahren. Dazu gehören auch traditionelle Künste wie Rakugo, salopp gesagt Stand-up-Comedy im Sitzen und im Kimono. Gerne bietet Sudo daher Sake-Tastings in Kombination mit Kulturveranstaltungen an. Seit Kindertagen beobachte er, wie Traditionen verschwänden, sagt Sudo. Er sei zum Beispiel noch streng dazu erzogen worden, Gäste im Festsitz zu begrüssen – heute eine Seltenheit. Habe man früher zum Neujahr Sake zur spirituellen Reinigung getrunken, gehe es jetzt vielen schlicht um den Alkoholgenuss.

SAMURAI IM FAMILIENSTAMMBAUM Wenn es um ihn selber oder seine Familie geht, wird Sudo plötzlich wortkarg. Auf die Frage nach seinem Alter lächelt der elegant gekleidete Mann abwehrend: «Das ist ein Geheimnis.» Er dürfte Ende 50, Anfang 60 sein. Woher genau seine Familie vor Jahrhunderten in die Umgebung der heutigen Stadt Kasama kam, will er – wie so vieles – nicht sagen, «aus der Region». Geheimniskrämerie gehört offenbar zum Geschäftsmodell. Was er verrät: Sein Name Gen-uemon ist traditionell in der Familie des Braumeisters, doch trage er noch einen «echten» Namen. Seine Vorfahren seien Samurai-Krieger gewesen, die das Sakebrauen anfingen, weil sie ortsansässigen Reisbauern helfen wollten. Diese konnten dank höheren Preisen für das verarbeitete Produkt leichter ihre Steuerschuld abstottern. Von den Samurai habe er eine gewisse Spiritualität geerbt und die Denkweise, Dinge kichinto, «anständig», zu machen – offenbar sein Leitbegriff. Zudem sieht er sich als Handwerker mit dem Anspruch, etwas Hochwertiges herzustellen. «Wie bei den Samurai-Rüstungen, dank der richtigen Technik leicht zu tragen, aber sehr stabil.»

Man vermutet, dass der erste Sake vor über 2000 Jahren gebraut wurde. Ein wirklich feiner Tropfen war lange mehr Zufallstreffer als Können. Die Sakemeister von Sudohonke seien die ersten gewesen, die dank Sporen von Schimmelpilzen (Koji) «reinen Sake» (Namazake) verlässlich herstellten – unpasteurisiert, ungefiltert, unkarbonisiert. Noch heute brauen sie nach dieser damals erfundenen Kimoto-Methode.

Dass dieser Technologiesprung gegen Ende der «goldenen» Heian-Zeit (794–1192) stattfand, war kein Zufall, sagt Sudo. Die politische Lage war stabil und die Tempel hatten Geld. Durch die Insellage war das Land sicher vor übergriffigen Nachbarn. So konnten sich Handwerk und Künste weit-



Gen-uemon Sudo, Sakemeister in 55. Generation, Alter geheim.
Der Name seines Sakes, Sato no Homare, bedeutet «Stolz der Heimat».

Hergestellt aus Reis: Sake hat 15 bis 20 Volumenprozent Alkohol und wird trotz seines Namens eher wie Bier produziert als wie Wein.

The CS Family 1000 Wodurch zeichnen sich Familienfirmen aus? «The Credit Suisse Family 1000» ist eine Datenbank mit 1000 ausgesuchten Familienfirmen in verschiedensten Industrien und geografischen Regionen, welche die Bank seit 2017 begleitet. Erkenntnisse über diese Firmen im Vergleich zu Unternehmen mit anderen Besitzerstrukturen finden sich im Bericht «The CS Family 1000».

Download von
The CS Family 1000 unter:
credit-suisse.com/family1000



gehend ungestört auf hohem Niveau entwickeln. Hinzu kam das Fehlen äusserer Einflüsse zur Zeit der Selbstisolation vom 17. bis 19. Jahrhundert.

Auch der Brauch, das gesamte Vermögen dem Erstgeborenen zu vermachen, habe zu derart langlebigen Firmen beigetragen, sagt Professor Hugh Whittaker, der am Nissan Institute of Japanese Studies der Universität Oxford zu japanischem Unternehmertum und Innovation lehrt. Er erklärt weiter, dass manche Familien einen Familienkodex festlegten. Tatsächlich operiert auch Sudohonke derzeit auf der Basis eines 100-jährigen, aber durchaus anpassbaren Businessplans.

Sudo betont, dass er nicht Trends folge, sondern das Erreichte zuverlässig bewahren wolle. Was nicht heisse, dass er nicht offen für Neues wäre. «Jede neue Generation ist wie ein Start-up», sagt er. Unter seiner Führung habe man etwa begonnen, ins Ausland zu liefern. Er liess die typischen niedrigen Keramikbecher links liegen und schenkt seinen Sake in Champagner- und Rieslinggläsern aus, «da bleiben die leicht flüchtigen Geruchsstoffe besser erhalten.»

Als Junge habe er sich für Boote und das Meer interessiert. Dass er in die Fussstapfen seines Vaters treten wollte, sei ihm nach einem Schlüsselerlebnis klar geworden. Als er auf einer Amerikareise war, habe jemand über Kopfweh nach dem Sakegenuss geklagt. Als Sudo den Sake probierte, sei der Geschmack abscheulich gewesen. Dass dieses Getränk im Ausland überhaupt als Sake bezeichnet wurde, wollte er so nicht stehen lassen. Sudo betont, dass er «anständig hergestellten Reiswein» aus seiner Hand als Qualitätsstandard nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland etablieren wolle.

Beim Thema Export soll es laut Berichten in der Familie Streit gegeben haben. Reibung an der Schnittstelle zwischen Tradition und Erneuerung ist nicht ungewöhnlich, wie Whittaker erklärt. «Das Neue wird oft damit gerechtfertigt, wie es sich mit der Vergangenheit vereinbaren lässt, und die Folge ist

Kontinuität mit Veränderung – und gelegentlich der Anspruch von Kontinuität, wenn diese angezweifelt wird.» Oft würden Kinder bewusst von klein auf für ihre künftige Rolle sozialisiert. «Die Nachfolgeregelung wird nicht dem Zufall überlassen», sagt der Forscher, «aber natürlich geht es nicht immer nach dem Plan der Eltern.»

DIE NÄCHSTE GENERATION Sudo hat einen 25-jährigen Sohn und zwei Töchter im Alter von 23 und 21 Jahren. Werden sie ihm nachfolgen? Sudo sagt, er spreche sie nicht darauf an. Er wolle keinen Druck ausüben – und sie wüssten wohl, dass er sich wünsche, dass sie eines Tages übernähmen, «egal, ob eines oder alle drei». «Wenn keines will, habe ich ein Problem», schiebt er überraschend offen nach. Während andere Hersteller auf den frischen Blick von Branchenfremden setzen, beurteilt Sudo diese Herangehensweise skeptisch. «Das ist schwierig, wenn jemand nicht mit dem entsprechenden Erbgut geboren wurde...» Auch ein Verkauf der Firma sei kein Thema, «weil man mein Wissen nicht einfach so weitergeben oder über den Computer ausdrucken kann». Daher setzt er lieber auf Angestellte im eigenen Unternehmen: Mit Üben durch viele Tastings sei es möglich, etwa 70 Prozent seiner Fähigkeiten zu erreichen, sagt Sudo. Einige Angestellte kämen sogar auf 90 Prozent – und insofern offenbar in die engere Auswahl für die Nachfolge. In Japan wird «Familienfirma» ohnehin kreativ ausgelegt: Wer nicht blutsverwandt ist, wird einfach adoptiert!

«In der westlichen Gesellschaft konnte es zum Firmenkollaps kommen, wenn der männliche Erbe eine Niete war», sagt David Weinstein, Inhaber des Carl-S.-Shoup-Lehrstuhls für japanische Wirtschaft an der US-Universität Columbia. «Die japanische Tradition gestattete, dass man den Ehemann einer Tochter adoptierte, damit so die Firma weiterlebte – vorausgesetzt, die Tochter heiratete einen cleveren Typen.» Sudohonke ist nicht nur in der Familie geblieben, sondern hat

Die Herstellung ist Familiengeheimnis. Bekannt ist, dass die Angestellten in eine Desinfektionswanne steigen müssen, bevor sie in die Brauerei eintreten dürfen.

**Werden ihm die Kinder nachfolgen?
«Wenn keines will, habe ich ein Problem.»**



auch die Grösse eines Familienbetriebs beibehalten. Mit Sudo und seiner Ehefrau zählt er 14 Personen, zur Brauzeit 20. Expansionspläne hegt Sudo nicht, er peile allenfalls langsames Wachstum an.

UNERWARTETE BEDROHUNG Manchmal droht Gefahr aber auch, weil sich Gepflogenheiten und Geschmäcke ändern. Es ist kein Zufall, dass Sake auf Japanisch meist Nihonshu genannt wird, «japanischer Alkohol». Doch diese Gleichung hat sich seit Ende des 19. Jahrhunderts, als ein ausländischer Händler das Bierbrauen in Japan einführte, massiv verändert. Das Getränk der Wahl ist in Japan heute Bier. Reiswein macht weit unter zehn Prozent des Alkoholkonsums aus.

Hinzu kamen Probleme, wie sie wohl keiner von Sudos Vorfahren je hätte vorausahnen können. Auf seiner Website schreibt er: «Die Natur ist das beste Geschenk, das wir jemals

bekommen haben.» Doch vor acht Jahren fiel ihm diese mit «Hilfe» des Menschen geradezu in den Rücken. Vor Japans Ostküste löste ein schweres Seebben riesige Tsunami aus, die im Kernkraftwerk Fukushima zur Kernschmelze und zur Freisetzung von radioaktiven Partikeln in die Umwelt führten. 130 Kilometer sind es vom Kernkraftwerk bis zur Brauerei in der Präfektur Ibaraki. «Wir waren bereit, unser Geschäft zu schliessen, wenn sich herausgestellt hätte, dass unser Reiswein radioaktiv kontaminiert ist», sagte Sudo 2012 der Zeitung «The Japan Times». Dies war nicht der Fall, aber trotzdem brach das Exportgeschäft, auf das immer mehr Sakemeister mangels Inlandsnachfrage setzen, stark ein. Noch heute leiden viele Unternehmen im Nordosten Japans unter der Befürchtung der Verbraucher, dass Produkte radioaktiv belastet sein könnten.

Als wäre das noch nicht genug, riss wenige Monate später ein heftiger Taifun eine riesige, 900 Jahre alte japanische Ulme um, die von Anfang an über die Brauerei gewacht hatte und als Beschützerin der Brauerei galt. Wo man vorher die Brauerei vor lauter Bäumen nicht sah, ragte damals plötzlich ein riesiger orangefarbener Kran nach oben, erinnert sich Sudo. Er lacht, wie man es in Japan häufig tut, wenn man über Schmerzliches spricht.

Falls sich der Chef Sorgen über die Zukunft des jahrhundertealten Betriebs macht, lässt er es sich nicht anmerken. «Ich denke den ganzen Tag an Sake, es macht mir einfach Spass.» Die vielen Auszeichnungen rund um die Welt geben ihm recht. Dabei sei er am liebsten zu Hause, sagt er. «Hier schmeckt das Wasser am besten.» Und die gebraute Version davon offenbar auch. Seine Vorfahren haben das schon vor 900 Jahren erkannt. ■

Sonja Blaschke ist freie Ost- und Australasien-Korrespondentin und TV-Produzentin. Sie lebt in Tokio.



Kazan (links) und Sato no Homare – zwei der prämierten Reisweine von Sudohonke. Preis ab ca. 1700 Yen (15 Schweizer Franken).

„Die Dinge, interessant machen“



die das Leben

Was haben Pizzaioli in Neapel mit Taucherinnen in Südkorea und Pfeifsprechern in der Türkei gemeinsam? Tim Curtis, Sekretär der Unesco-Konvention, über den Erhalt des immateriellen Kulturerbes.

Interview Simon Brunner



Tim Curtis, Sie leiten die Unesco-Konvention zum Erhalt des immateriellen Kulturerbes – was ist das eigentlich, ein immaterielles Kulturerbe?

In der Unesco-Konvention betonen wir diese fünf Elemente: Eine Gemeinschaft muss selber etwas als immaterielles Kulturerbe bestimmen. Es muss etwas sein, das von Generation zu Generation übermittelt wird. Es ist eine Antwort der Gemeinschaft auf ihre Umwelt und hängt mit ihrer Geschichte zusammen. Es ist dynamisch und passt sich laufend an. Es verleiht der Gruppe einen Gemeinschaftssinn, Identität und ein Gefühl von Kontinuität. Und damit es als erhaltenswert deklariert werden kann, muss ein Kulturerbe menschenrechtskonform sein und den Grundsätzen nachhaltiger Entwicklung entsprechen.

Welche Formen kann ein solches immaterielles Kulturerbe annehmen?
Auf unseren Listen führen wir Bräuche, Darstellungen, Ausdrücke, Wissen, Fähigkeiten – sowie die damit verbundenen Instrumente, Objekte, Artefakte und kulturellen Räume.

Auf der Liste für immaterielles Kulturerbe finden sich 429 Einträge aus 117 Ländern, beispielsweise die Haenyo-Taucherinnen in Südkorea (auf dem Cover dieser Ausgabe), die Pizzaiolo-Kunst in Neapel oder Schattenspiele in Syrien: Warum sind diese Dinge so wichtig für eine Gemeinschaft?

Weil die Gemeinschaften, die sie praktizieren, sie als Schlüsselkomponenten ihres Zusammenhalts verstehen. Ich sage es gerne so: Dies sind die Dinge, die das Leben interessant machen. Viele Gemeinden in Belgien betrachten ihre Bierpraktiken als einen zentralen Teil ihrer Identität, gerade in den Dörfern. Auf globaler Ebene ist das immaterielle Kulturerbe wichtig für die Erhaltung der Vielfalt und den Umgang, den wir miteinander pflegen: Ihr Verständnis fördert den Dialog und den gegenseitigen Respekt und die Toleranz.

Auf einer zweiten Liste führen Sie 59 Elemente, die dringend geschützt werden müssen, beispielsweise eine Pfeifsprache in der Türkei. Aber ist es nicht natürlich, dass Dinge aussterben, wenn sie niemand mehr praktiziert? Auf jeden Fall – wir wollen nur Elemente auf der Liste, die wirklich ausgeübt werden, sonst verkommt es zur reinen Folklore. Doch gerade das Aussterben einer Sprache ist etwas vom Traurigsten, dass es überhaupt gibt. Wenn sie tot ist, ist sie unwiderruflich weg.

Wie verhindert man das?

Es ist wesentlich schwieriger als das Schützen einer Kirche oder eines Tempels. Im Zentrum der immateriellen Kulturgüter steht die Idee, dass sie von Generation zu Generation übertragen werden – und so kann man sie auch schützen: Man muss junge Menschen dafür begeistern. Der erste Schritt ist, die nächste Generation überhaupt über die kulturellen Elemente ihrer Gemeinschaft zu informieren, was oft genug nicht der Fall ist. Bildung ist somit der Schlüssel. Walisisch war in den 1970er-Jahren fast ausgestorben, heute lebt es wieder und wird von über 750 000 Menschen gesprochen. Zentral ist, dass die Kinder zweisprachig erzogen werden, es fällt ihnen ja sowieso leicht, eine zweite Sprache zu lernen – warum nicht die ihrer Ahnen und Urahnen?

Die Vielfalt der Welt

Die Unesco unterstützt den Schutz und Erhalt des immateriellen Kulturerbes der Menschheit – doch woraus besteht dieses? 12 Beispiele von Irland bis Nigeria, von der Türkei bis Mexiko – Erklärungen dazu auf der Seite 52.



4



5



8



3



7



6

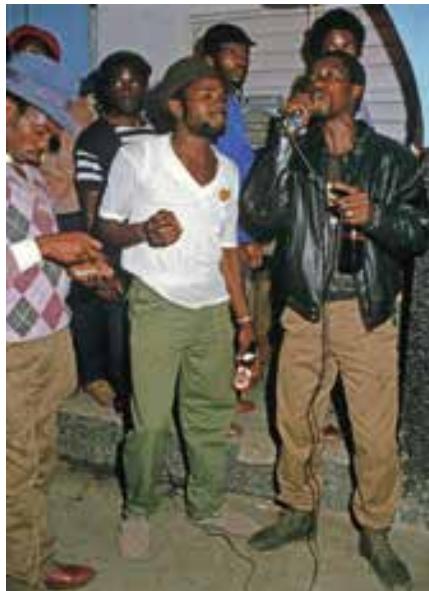


10



9

Fotos: Lucas Vallecillos / Alamy Stock Foto; Paolo Pellegrin / Magnum Photos / Keystone; Piero Cruciatti / Alamy Stock Foto; Irish Eye / Alamy Stock Foto; Bob Caddick / Alamy Stock Foto; Fedor Selivanov / Alamy Stock Foto; Louai Beshara / AFP / Getty Images; Aliaksandr Mazurkevich / Alamy Stock Foto; Werner Forman Archive / Heritage Images / Keystone



- 1 Día de los Muertos, Mexiko Ein Eingeborenen-Feiertag, welcher der vorübergehenden Rückkehr verstorbener Verwandter und Freunde auf die Erde gewidmet ist.
- 2 Castells, Katalonien, Spanien Diese Menschenpyramiden werden von Amateurgruppen bei zahlreichen Festen errichtet.
- 3 Kirkpinar-Festival für Örlingkampf, Edirne, Türkei Örlingen gilt als türkischer Nationalsport.
- 4 Trockenmauerwerk, Italien u. a. Traditionelles Mauerwerk aus Bruch- oder Natursteinen, ohne Mörtel.
- 5 Hurling, Irland 2000 Jahre alter Mannschaftssport keltischen Ursprungs, gespielt mit Ball und Schläger.
- 6 Falknerei, Deutschland u. a. Jagd mithilfe eines Greifvogels oder Falken.
- 7 Lawinenabwehr, Schweiz und Österreich Der Umgang mit Lawinen prägt die Identität der Alpenbewohner.
- 8 Schattenspiel, Syrien Theaterform, die vom Aussterben bedroht ist – nur ein Mukhayel (Puppenspieler) ist noch aktiv in Damaskus.
- 9 Pizzaiuolo, Italien Rund 3000 Pizzabäcker rühren Teig an, wallen ihn aus, belegen ihn und backen ihn in Neapel.
- 10 Ifá-Orakel, Nigeria Das zentrale religiöse Prophezeiungsinstrument der lokalen Yoruba-Religionen, Ifá ist die Göttin der Weisheit.
- 11 Reggae, Jamaika Die Musikrichtung entstand in den 1960er-Jahren, bekanntester Vertreter ist Bob Marley († 1981).
- 12 Bierkultur, Belgien Bierbrauen und Bier wertschätzen ist Teil verschiedener lokaler Gemeinschaften in Belgien.



Die Unesco-Konvention zum immateriellen Kulturerbe gibt es seit 2003, und es ist wohl eines der erfolgreichsten internationalen Abkommen überhaupt.

Wie erklären Sie das?

In der Tat, in relativ kurzer Zeit haben 178 Länder ratifiziert. Es ist ein Thema, das viele Länder beschäftigt und das bisher vernachlässigt wurde: Als wir starteten, gab es weltweit nur ein paar wenige Richtlinien oder Programme auf diesem Gebiet, heute sind sie breit etabliert. Also ja, die Konvention kann man als Erfolg bezeichnen. Der nächste Schritt ist, dass die Idee des immateriellen Kulturerbes an sich mehr Beachtung findet – dabei geht es gar nicht so sehr um die einzelnen Elemente auf den Unesco-Listen, sondern darum, dass den Menschen grundsätzlich bewusst wird, wie wichtig diese Dinge für das sind, was uns im Kern ausmacht.

Wie lange dauert es, bis das erste digitale Erbe aufgenommen wird? Wir denken beispielsweise an die Gaming-Kultur in Südkorea, Wikipedia als kollektive Wissenskultur oder Foto-Subkulturen auf Instagram?

Gute Frage! Erst letztes Jahr nahmen wir die jamaikanische Reggae-Musik auf, und ich kann mir gut vorstellen, dass dereinst digitale Elemente folgen werden. Es dürfte allerdings noch etwas dauern, denn ein Kriterium ist ja, dass die Kultur von einer Generation zur anderen übergeben wird.

Sie selber sind Australier, doch aus Ihrem Land fehlen jegliche Einträge. Das muss schmerzen.

Ja. Mein Land hat die Konvention noch nicht ratifiziert. Ich hoffe stark, dass es das in nicht allzu ferner Zukunft tut. ■



Tim Curtis (49) ist Sekretär für die Unesco-Konvention zum Erhalt des immateriellen Kulturerbes. Der promovierte australische Anthropologe arbeitet seit 2000 für die Unesco.

Lifestyle-TVs von Samsung

Design und Kunst für Ihr Wohnzimmer



THE
FRAME

Verschönern Sie Ihren Alltag mit Kunst

1. Art Mode

Bei ausgeschaltetem Fernseher werden Bilder oder Fotos Ihrer Wahl angezeigt.

2. Art Store

Zugriff auf mehr als 1000 Kunstwerke bekannter Museen und Galerien.

3. 100% Farbvolumen dank Quantum Dots

Satte Farben in allen Helligkeitsbereichen dank QLED-Technologie.

4. Wechselrahmen

Neues Ambiente im Wohnzimmer, dank austauschbaren Rahmen in fünf Farben.

5. One Invisible Connection

Ein einziges, fast unsichtbares Kabel führt zur One Connect Box mit allen Anschlüssen.



The Serif

Einzigartiges Design von Ronan & Ewan Bouroullec

1. Ikonisches Design

Von der Seite betrachtet zeigt sich die Form eines «» in Serifenschrift, von vorne ein zeitloses Designmöbel in weißer oder dunkelblauer Farbe.

2. 100% Farbvolumen dank Quantum Dots

Mit der QLED-Technologie genießen Sie 100% Farbvolumen für satte Farben in allen Helligkeitsbereichen.

3. NFC integriert

NFC zur komfortablen Kopplung von The Serif mit Mobilgeräten.

SAMSUNG

Änderungen, Druckfehler und Irrtümer vorbehalten.
BRACK.CH AG · Hintermättlistrasse 3 · 5506 Mägenwil · brack.ch · info@brack.ch · 062 889 80 80 · [f/brack.ch](#) · [@brack](#) · [brackch](#)

Über 200 000 Produkte aus einer Hand



Bulletin
3/2019
«Engagement»

Papier bleibt Papier

Die letzte Ausgabe enthält interessante, inspirierende Artikel und einmalig schöne Fotos – einige davon haben mich richtiggehend berührt. In diesen Tagen ist das Bulletin sehr wichtig, denn jeder kann die Nachrichten auf seinem oder ihrem Smartphone verfolgen, aber ich kann nur sagen: Papier bleibt Papier! Ich hatte eine Woche Urlaub und nahm kein Buch mit, aber zwei Bulletin-Ausgaben aus diesem Jahr.

Ivo Livansky, Třeboň, Tschechien

In meiner Bibliothek

Ich lese Ihr Bulletin schon sehr lange und finde, es wird immer schöner und interessanter. Das Magazin ist mit grosser Kompetenz geschrieben und enthält viel Relevanz. Seit Jahren bewahre ich es in meiner Bibliothek unter den Zeitschriften auf, um es erneut zu lesen. Besonders schätze ich die Themenwahl, die modernen Grafiken und die schönen Fotos. Gian Paolo Bonora, Bologna, Italien

Begeisterter Leser

Seit vielen Jahren bin ich begeisterter Leser Ihres Bulletins. Vielen Dank dafür. Die Beiträge sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sehr lesenswert. Peter Timmermann, Wolfsburg, Deutschland

In einem Zug

Herzlichen Dank für das Bulletin zu Mainstream, das war wirklich gut. Ich habe es in einem Zug durchgelesen. Maurice Satineau, Bex (VD)

Wir freuen uns über Ihre Zuschrift

Schicken Sie Ihren Leserbrief per E-Mail an bulletin@abk.ch oder per Post an Credit Suisse AG, Redaktion Bulletin, HTG, 8070 Zürich

Credit Suisse Bulletin kostenlos abonnieren — abo.bulletin@credit-suisse.com

IMPRESSUM Herausgeberin: Credit Suisse AG • Projektverantwortung: Mandana Razavi, Katrin Schaad • Mitarbeit: Philipp Fanchini, Yanik Schubiger, Simon Staufer • Inhaltskonzept, Redaktion: Ammann, Brunner & Krobath AG (abk.ch) • Gestaltungskonzept, Layout, Realisation: Craft Kommunikation AG (crafft.ch) • Fotoredaktion: Studio Andreas Wellnitz • Druckvorstufe: n c ag (ncag.ch) • Übersetzung: Credit Suisse Language & Translation Services • Druckerei: Stämpfli AG • Auflage: 70 868 (WEMF/KS-begläubigt)

REDAKTIONSKOMMISSION Oliver Adler, Felix Baumgartner, Gabriela Cotti Musio, Marzio Grassi, Thomas Hürlimann, Antonia König Zuppiger, Carsten Luther, Isabelle Reist, Manuel Rybach, Frank T. Schubert, Daniel Stamm, Robert Wagner

Folgen Sie uns: [Twitter](#) / [Facebook](#) / [YouTube](#) creditsuisse [LinkedIn](#) credit-suisse



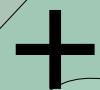
Credit Suisse Sorgenbarometer 2019

1. **SORGEN** Seite 56

2. **WIRTSCHAFT UND ARBEIT** Seite 60

3. **VERTRAUEN UND IDENTITÄT** Seite 64

4. **VERHÄLTNIS ZUR EU** Seite 70



JOBST WAGNER

«Die eigene Verantwortung
nicht delegieren» Seite 62

KARIN KELLER-SUTTER

«Ich vermisste manchmal
die Bereitschaft, sich
zusammenzuraufen» Seite 68



WO SIND DIE LÖSUNGEN?

Bundesrätin Karin Keller-Sutter empfängt in ihrem Büro in Bern, nahe dem Bundeshaus – der passende Rahmen für die Diskussion der Sorgenbarometer-Resultate (Seite 68). Die Meinungsumfrage, die seit 1976 durchgeführt wird, liefert auch in diesem Jahr – und gerade für Politikerinnen und Politiker – bemerkenswerte Befunde.

Was besonders auffällt: Die *hiesigen Institutionen* haben über einen Viertel an Vertrauen eingebüßt. *Verhältnis Schweiz-EU*: Zwar ist sich eine grosse Mehrheit bewusst, wie wichtig die EU als Handelspartnerin ist, zugleich glauben viele, es sei möglich, Ersatz zu finden. Die *Lage der Wirtschaft*: (zu) viel Optimismus? *Reformstau*: Von AHV bis Gesundheit verlangen die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger Lösungen von der Politik.

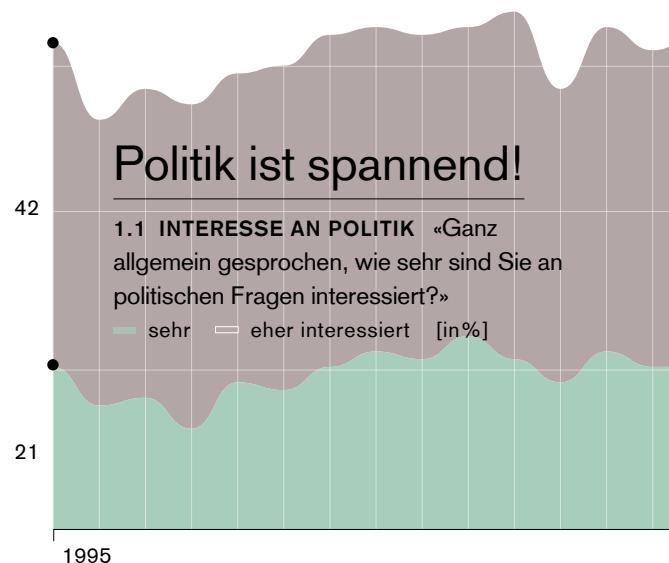
Auch über diese Themen hinaus kann ich Ihnen das Credit Suisse Sorgenbarometer 2019 nur ans Herz legen, die Umfrage wirft – mehr noch als in anderen Jahren – Fragen über den Zustand der Schweiz auf, über die nachzudenken sich lohnt. Sei dies in Bundesfern, in den Unternehmen oder daheim am Familientisch.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Lektüre.

Dr. Manuel Rybach
Global Head of Public Affairs and Policy

Der Reform- stau

Die Prioritäten sind klar und es wächst die Ungeduld: Die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger verlangen Antworten und Resultate.



Die Problemlöser

1.2 POLITISCHE PRIORÄTEN «Es gibt unterschiedliche Vorstellungen, wie man Lösungen für politische Probleme suchen kann. Sind Sie mit den folgenden Aussagen ...»

... sehr/eher einverstanden (Auswahl)

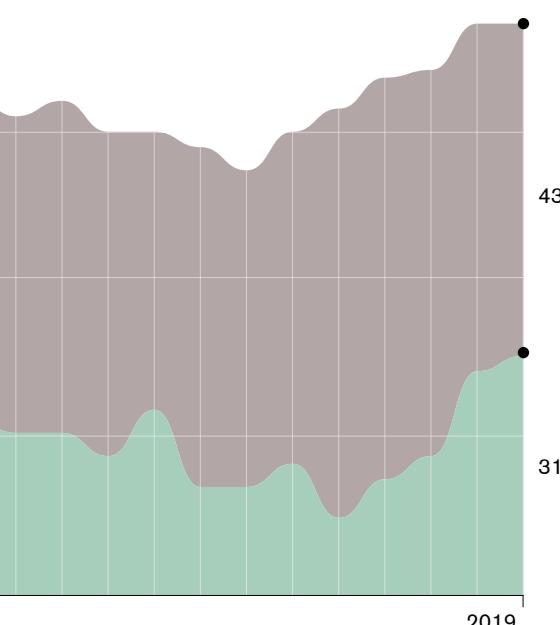
Bundesrat muss Führungsrolle besser wahrnehmen	83
Parlament muss wieder mehr Kompromisse suchen	68
Wirtschaft findet schneller Lösungen als die Politik, dafür braucht es wieder mehr Freiräume und weniger Bürokratie	60

0

100 in %

Die Welt wird komplexer, wie die zunehmenden Handelskonflikte, das fortschreitende Erstarken des Populismus oder die globalen Klimadiskussionen zeigen. Wie widerspiegelt sich diese unübersichtliche Welt in der traditionellen Sorgenbarometer-Umfrage der Credit Suisse [● 1.3, nächste Seite]? Wo machen die Befragten die grössten Probleme des Landes aus? Wie werden Politik und Wirtschaft bewertet? Darauf gibt es überraschende und spannende Antworten.

STABILE LAGE Den globalen Turbulenzen zum Trotz ist die Rangliste der Sorgen erstaunlich stabil geblieben, die Prioritäten des Elektorats sind klar: 1. AHV/Altersvorsorge (47%, +2 Prozentpunkte gegenüber Vorjahr), 2. Gesundheit/Krankenkassen (41%, ±0 PP), 3. Ausländerinnen und Ausländer (30%, -7 PP), 4. Umweltschutz/Klimawandel (29%, +6 PP) und 5. Arbeitslosigkeit (26%, +4 PP).



REFORMSTAU Die zwei grössten Sorgen (AHV, Gesundheit/Krankenkassen) sind konkrete, innenpolitische Themen. «Hier wurden Lösungen von der Politik erwartet», so die Studienleiterin Cloé Jans von gfs.bern, «diese Lösungen wurden in der Wahrnehmung der Bürgerinnen und Bürger jedoch nicht geliefert. In Bezug auf die Reformbaustellen ist deshalb eine gewisse Unzufriedenheit mit der Rolle von Parlament und Regierung zu bemerken» (mehr dazu in diesem und in ● Kapitel 3).

ÜBERRASCHUNGEN Die Sorge um den Umweltschutz hat um 6 PP zugenommen, doch für einen Top-3-Platz reicht es nicht, obwohl der Klimawandel in den Medien in diesem Jahr sehr präsent war und in den eidgenössischen Wahlen diesen Oktober die entsprechenden Parteien (Grüne und Grünliberale) ihre Repräsentation stark ausbauen konnten. Ein anderes, weniger medialisiertes Thema beschäftigt das Elektorat dafür überraschend stark: Die «persönliche Sicherheit» (+11 PP) hat stärker zugelegt als jede andere Sorge. Die Interpretation ist nicht ganz einfach, denn Ausländer (-7 PP) und Flüchtlinge (-11 PP), also Themen, die von rechten Parteien oft mit zunehmender Kriminalität assoziiert werden, haben an Dringlichkeit eingebüßt. Bundesrätin Karin Keller-Sutter betont im Interview (Seite 68), dass die Sicherheit der Schweiz und der Schutz der Bevölkerung höchste Priorität haben. Und sie sagt: «Ohne Sicherheit gibt es keinen Wohlstand.» Zuletzt hat die langjährige Topsorge des Sorgenbarometers, die Arbeitslosigkeit, das letztyährige tiefe Resultat mit Einschränkungen bestätigt (26%, +4 PP): Anscheinend wird der Arbeitsplatz als sehr sicher angesehen (dazu später mehr – siehe ● Kapitel 2).

46%

der Befragten haben das Gefühl, die Politik versage «oft in entscheidenden Dingen».

2017 waren es 24 %.

41% finden, die Wirtschaft versage «oft in entscheidenden Dingen».

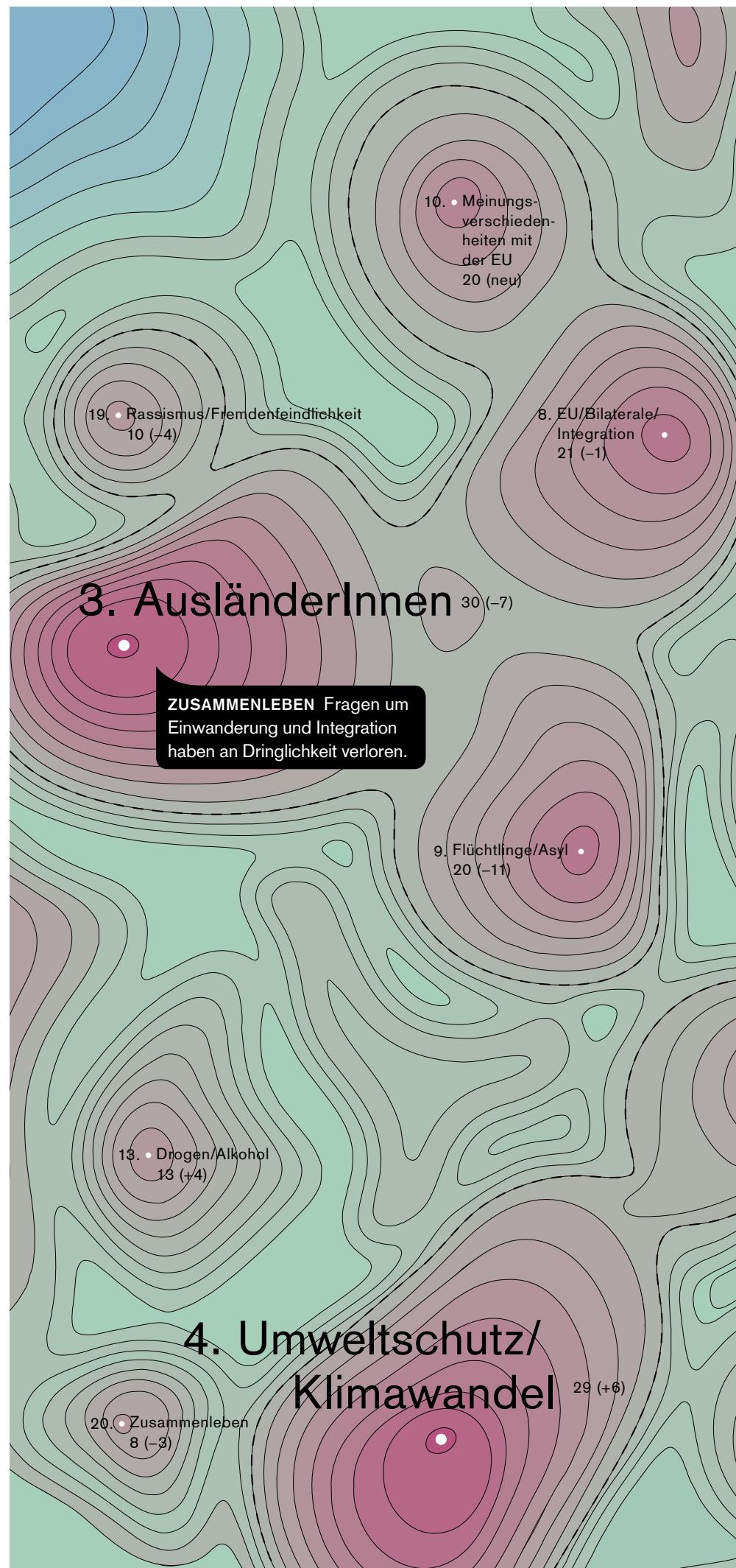
2017: 23 %.

WENIGER AKUTE SORGEN Auch entgegen der Medienlogik bewerten die Befragten eine Reihe von Themen, über die viel berichtet und diskutiert wurde, als nicht vordringlich: 16. Löhne (11%), 17. Gleichstellung (11%) und 22. Familienpolitik/Kinderbetreuung (8%), 24. Sicherheit im Internet/Cyberspionage (7%), 25. Terrorismus (6%), 26. Globalisierung (6%), 30. Digitalisierung (6%), 40. Globale Handelskonflikte (3%).

Wie gezeigt, werden ein Reformstau und eine gewisse Unzufriedenheit mit der Politik diagnostiziert, 46% geben denn auch an, die Politik versage oft in entscheidenden Dingen. Vor zwei Jahren, 2017, lag dieser Wert noch bei 24%. Die Frustration könnte dadurch verstärkt worden sein, dass politische Fragen an sich durchaus beschäftigen: 74% sind «eher» und «sehr interessiert» an der Politik – ein Höchstwert (gemessen wird seit 1995; ● 1.1, vorherige Seite).

Auch die Antworten auf die Frage, wer die politischen Probleme lösen soll, bestätigen den Unmut. Von der Politik wird mehr Initiative erwartet, vor allem von der Exekutive [● 1.2, vorherige Seite]: 83% meinen, «der Bundesrat muss seine Führungsrolle besser wahrnehmen» und 68% finden, «das Parlament muss wieder mehr Kompromisse suchen».

Auch andere Institutionen stehen stark in der Kritik, der generelle Vertrauensverlust wird ausführlich in ● Kapitel 3 besprochen. Während 41% der Befragten finden, die Wirtschaft versage oft in entscheidenden Dingen, bescheinigen ihr doch 60% eine grosse Lösungskompetenz. Sie meinen sogar, «die Wirtschaft findet schneller Lösungen als die Politik», doch dafür «braucht es wieder mehr Freiräume und weniger Bürokratie» [● 1.2, vorherige Seite]. Ist dieses Resultat ein Frühindikator für Volksinitiativen, welche eher mehr Gesetze und Regulierungen fordern? Auf jeden Fall wird aus dem Sorgenbarometer 2019 klar: Politische Lösungen sind gefragt.





Vorteil Schweiz

Die allgemeine und die persönliche Wirtschaftslage werden positiv bewertet.



Kommt ein wirtschaftlicher Abschwung oder steht eine Boomphase bevor? Beide Szenarien scheinen heute möglich. Entsprechend interessant ist die Frage, ob die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger selber eher eine Baisse oder eine Hause prognostizieren. Antwort: Die wirtschaftliche Lage wird als erstaunlich gut beurteilt, sowohl auf individueller als auch auf volkswirtschaftlicher Ebene.

Obwohl derzeit breit diskutiert wird, wie die Digitalisierung die Arbeitswelt verändert und ob sie allenfalls Arbeitsstellen überflüssig machen könnte, ist die Einstellung der Befragten gegenüber den neuen technischen Errungenschaften pragmatisch bis positiv [● 2.1]. Über 60% sind «sehr einverstanden» oder «einverstanden» mit diesen Aussagen:

10%

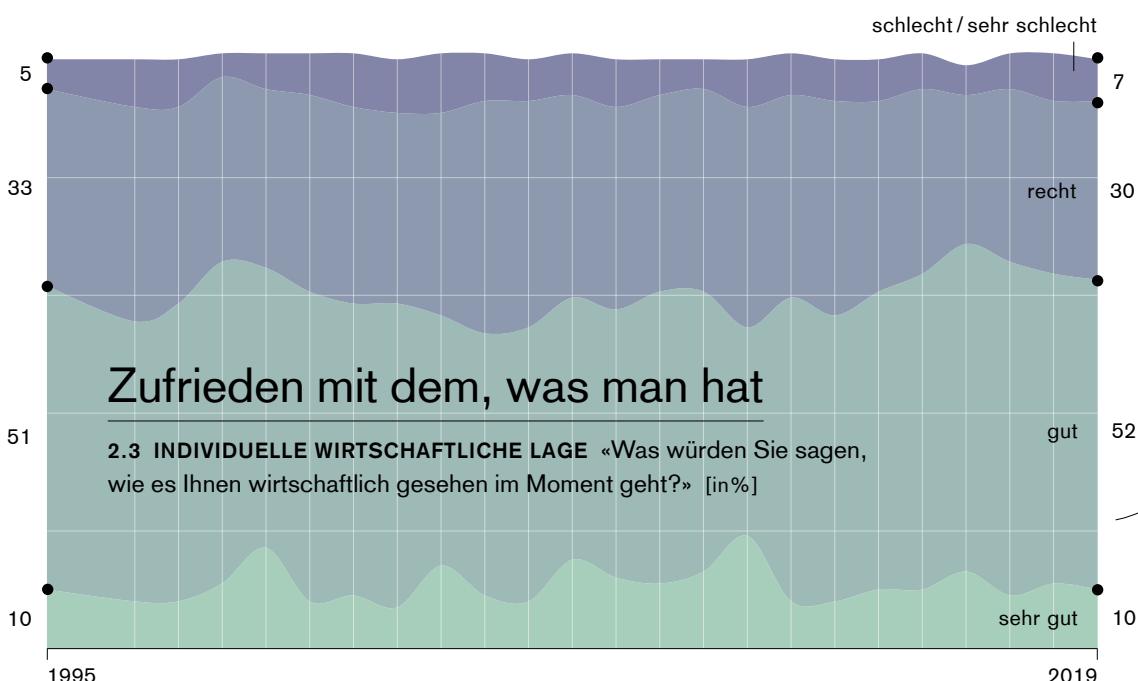
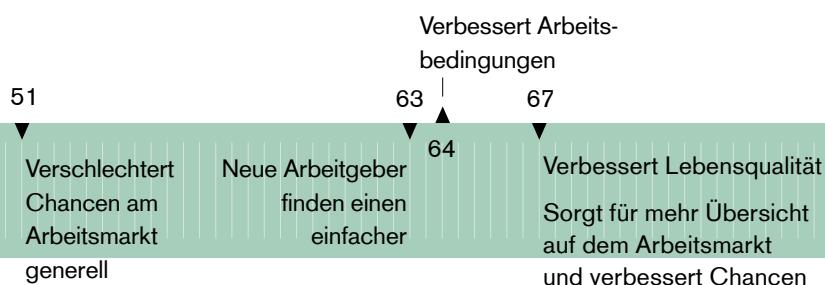
bezeichnen es als wahrscheinlich,
dass ihre Arbeitsstelle
«wegdigitalisiert» wird.

Die neuen Technologien «verbessern die Lebensqualität», helfen, den «Arbeitsmarkt besser zu überblicken», sie «verbessern die Arbeitsbedingungen» und «Arbeitgeber finden einfacher Arbeitnehmer». Den kritischen Aussagen – die neuen Technologien «verschlechtern Chancen am Arbeitsmarkt generell» und man leide unter der «ständigen Erreichbarkeit durch den Arbeitgeber» – stimmen zwischen 40% und etwas über 50% zu. «Vom technischen Wandel überfordert» fühlen sich 35%. Das ist immer noch einer von drei Befragten, aber zur tendenziellen Technologiefreundlichkeit passt, dass es bloss 10% als wahrscheinlich anschauen, dass ihre Arbeitsstelle in den nächsten fünf Jahren automatisiert wird. Im Vorjahr waren noch 22% dieser Meinung (allerdings mit einem 20-jährigen Zeithorizont). Generell beschäftigt die Arbeitslosigkeit zurzeit weniger als in früheren Jahren, wie die Sorgenrangliste zeigt [● Kapitel 1].

Entsprechend werden sowohl die aktuelle als auch die zukünftige individuelle Lage positiv beurteilt: 92% meinen, es gehe ihnen

heute «recht», «gut» oder «sehr gut» – seit 1995 ist diese Antwort konstant hoch [● 2.3]. Für die kommenden 12 Monate denken 75%, sie könnten den Status quo halten, 12% prognostizieren eine Verbesserung, 10% eine Verschlechterung. Der Unternehmer und Mäzen Jobst Wagner teilt die aktuelle Einschätzung der Befragten, für die Zukunft der Firmen in der Schweiz sieht er aber eine Reihe von Herausforderungen. Er sagt: «Die Zitrone ist ausgepresst», und fordert stützende Massnahmen [● Interview nächste Seite].

Zuletzt vergleichen die Befragten die einheimische Wirtschaft mit der ausländischen. Der Befund ist klar: Uns in der Schweiz geht es viel besser. Und diese Tendenz hat sich in den letzten 15 Jahren akzentuiert. 64% finden, die Schweizer Wirtschaft stehe besser, 31% meinen sogar, sie stehe viel besser da. 2004 waren es noch 72% respektive 8% [● 2.2]. ■



«Die eigene Verantwortung nicht delegieren»

Unternehmer und Mäzen Jobst Wagner sorgt sich um die Schweizer Wirtschaft und um die Zivilgesellschaft. Deshalb prämiert er smarte Ideen für die Schweiz.

Interview Simon Brunner

Herr Wagner, Ihre Firma hat rund 20 000 Angestellte. Die Arbeitslosigkeit war über viele Jahre die Topsorge des Credit Suisse Sorgenbarometers, seit letztem Jahr ist sie noch auf Rang 5. Wie erklären Sie das? Studien zeigen, dass der Arbeitsplatzverlust grösseren emotionalen Stress verursacht als beispielsweise eine schwere Erkrankung eines Familienmitglieds oder eine Schwangerschaft – es ist verständlich, dass sich die Befragten vor diesem traumatischen Ereignis fürchten. Dass diese Sorge etwas abgenommen hat, dürfte der aktuell sehr tiefen Arbeitslosigkeit geschuldet sein. Ich muss gestehen, bei diesem Thema habe ich zwei Herzen in meiner Brust.

Wie das?

Ich freue mich für die Beschäftigten über die Arbeitsplatzsicherheit, aber für Firmen ist der Fachkräftemangel ein grosses Thema. Wir suchen Techniker, Ingenieure, wir bilden sie selber aus – aber es reicht schlicht nicht. Bei wichtigen Projekten

zum Beispiel in der Digitalisierung fehlt uns zum Teil Personal zur Umsetzung.

Die Befragten sind sehr zufrieden in wirtschaftlichen Belangen. Wie ist das möglich in Zeiten von Frankenstärke, zunehmenden Handelshemmnnissen und dem erwähnten Fachkräftemangel? Das ist den vielen Firmen zu verdanken, die sich in den letzten Jahren wirklich zur Decke strecken und ihre Wettbewerbsfähigkeit, ihre Effizienz und Innovationsfähigkeit nochmals gesteigert haben. Aber Achtung: Die Zitrone ist ausgepresst!

Inwiefern?

In der heutigen Situation bräuchte es dringend stützende Massnahmen wie die Senkung von Gebühren oder die Aufhebung von unnötigen und teuren Auflagen. Doch das Gegenteil geschieht: Die Rahmenbedingungen verschlechtern sich weiter, so ist der vermeintlich deregulierte Arbeitsmarkt immer weniger Realität. Und es droht weiteres Ungemach. Der Ruf der

Schweiz beruht auf Berechenbarkeit, aber die Verhandlungen mit Europa stocken, die 2015 abgelehnte Erbschaftssteuer-Initiative wollte das Verbot der Rückwirkung aushebeln, neue Steuerregime der OECD könnten dazu führen, dass Firmen nicht mehr nur am Ort der Wertschöpfung besteuert werden. Die Unsicherheit steigt.

Ist das nicht etwas alarmistisch?

Die Ansiedlung von ausländischen Firmen und Direktinvestitionen nehmen ab, nicht zu. Das sollte uns zu denken geben. Wir sind Automobilzulieferer, da gehen die Stückzahlen zurück. Auch anderen geht es nicht so gut, etwa der Chemiebranche oder der Maschinenindustrie, und die Finanzbranche spürt den Druck. Es gibt Ausnahmen, wie die Bau- und Immobilienbranche, die öffentliche Verwaltung oder IT und Pharma. Aber in den übrigen Bereichen ist die Stimmung angespannt.

Der ökonomischen Zuversicht zum Trotz finden 41% der Befragten, die Wirtschaft versage oft in entscheidenden Dingen.

2017 waren es erst 23 %. Warum?

Da müssen wir selbstkritisch sein. Wir Wirtschaftsführer stehen zu selten hin und bekennen Farbe, gerade wenn wir Fehler

begehen. Gleichzeitig leben wir in Zeiten der Unsicherheiten. Zudem fehlt es vielerorts an politischer Stabilität und der Populismus nimmt überhand. Viele Menschen haben das ungute Gefühl, ihnen entgleite die Kontrolle, sie würden zum Spielball der Mächtigen – wer auch immer das ist.

Letzteres widerspiegelt sich auch im Zeugnis für die Politik: 46 % finden, diese versage oft in entscheidenden Dingen. Die traditionellen Parteien benennen die Dinge nicht beim Namen und öffnen populistischen Strömungen Tür und Tor. Mir fehlt es an Leadership. Der Bundesrat verhandelt beispielsweise vier Jahre mit der EU zum institutionellen Rahmenabkommen und hat dann doch keine Meinung zum Vertragsentwurf. Er erklärt zu wenig und zeigt zu wenig Optionen auf. Ähnlich bei der Vorsorge, auch dort spricht man nicht Klartext. Wenn wir länger leben, dann müssen wir länger arbeiten. So verspielt die Politik ihre Glaubwürdigkeit. Doch eigentlich stört mich Ihre Frage.

Warum?

Ich finde es schlecht, wenn man Wirtschaft und Politik trennt. Auf die anderen zeigen,

das nützt rein gar nichts, wir sitzen alle im gleichen Boot. Es liegt an uns allen, unsere gesellschaftliche Verpflichtung zu erfüllen.

Ein Appell an die Zivilgesellschaft?

Ja, die eigene Verantwortung lässt sich nicht delegieren. Jeder soll sich fragen: «Stimme ich ab?», «Bin ich in einem Verein?», «Helfe ich Benachteiligten?». Mein Beitrag ist die Stiftung StrategieDialog21, wo wir in den letzten sechs Jahren ein breites Netzwerk entwickelt haben, das sich gesellschafts- und parteiübergreifend für eine offene, innovative, mutige und freiheitliche Schweiz einsetzt. Wir fördern den konstruktiven Dialog, welcher für die direkte Demokratie essenziell ist.

Wie geschieht dies konkret?

In der «Challenge21» treffen Jungunternehmer und gestandene Führungskräfte aufeinander, um aktuelle Herausforderungen zu diskutieren. Dieses Jahr ging es um «Artificial Intelligence». Im nationalen Ideenwettbewerb «Wunsch-Schloss» suchen wir Projekte für eine innovative Schweiz: Jede Bürgerin und jeder Bürger hat die einmalige Chance, die Schweiz zu gestalten; der Gewinn ist ein Treffen mit allen Generalsekretären der grossen Schweizer Parteien, und am Finalabend sind mehrere National- und Ständeräte dabei. Gleichzeitig fördern wir Studien- und Buchprojekte. Bei «5vor12» geht es um Bürokratie, auch da suchen wir zusammen mit dem Swiss Venture Club konkrete Lösungsvorschläge.

«5vor12» prämiert «gute Vorschriften». Was ist das?

Eine solche gängelt den Bürger nicht, sondern animiert ihn, etwas zu tun, den gesunden Menschenverstand walten zu lassen – heute nennt man das *nudging*. Sie hat keine übertriebenen Kostenfolgen, und zuerst wurde geprüft, ob es sie überhaupt braucht. Klar: Noch besser wäre es, gewisse Vorschriften ganz abzuschaffen, aber für grössere Deregulierungen fehlt in der Schweiz leider der politische Wille. ■



Jobst Wagner (60) ist Verwaltungsratspräsident der Rehau AG, eines global tätigen Polymerverarbeiters in Familienbesitz. Der Jurist unterstützt kulturelle Einrichtungen in der Schweiz, ist Stiftungsrat von Avenir Suisse und bündelt seine zivilgesellschaftlichen Engagements in der Stiftung StrategieDialog21. strategiedialog21.ch

10. Staatliche Verwaltung 40 (-14)

AM MEISTEN Sechs Institutionen haben über 20 Prozentpunkte Vertrauen eingebüßt, am meisten die Kirchen.

17. • Kirchen 20 (-25)

12. • NGOs 35 (-14)

8. Fernsehen 44 (-1)

15. • Internet 23 (-12)

6. Radio 46 (-4)

WORAN WIR (NICHT) GLAUBEN

3.1 VERTRAUEN «Sagen Sie mir anhand dieser Skala (1–7), wie gross Ihr persönliches Vertrauen in jede dieser Institutionen ist.» [In % gerundet, Anteil Vertrauen (5–7), Vorjahresvergleich in Prozentpunkten]

2. Bundesgericht 66 (-4)

1. Polizei 72 (+2)

3. SNB 58 (-5)

5. Armee 50 (-13)

14. • Bezahlte Zeitungen 30 (-23)

16. • Arbeitgeberverbände 21 (-23)

11. Arbeitnehmerverbände 39 (-29)

13. • Banken 34 (-18)

18. Politische Parteien 17 (-22)

9. Nationalrat 40 (-16)

7. Ständerat 44 (-14)

4. Bundesrat 50 (-11)

20. EU 14 (-20)

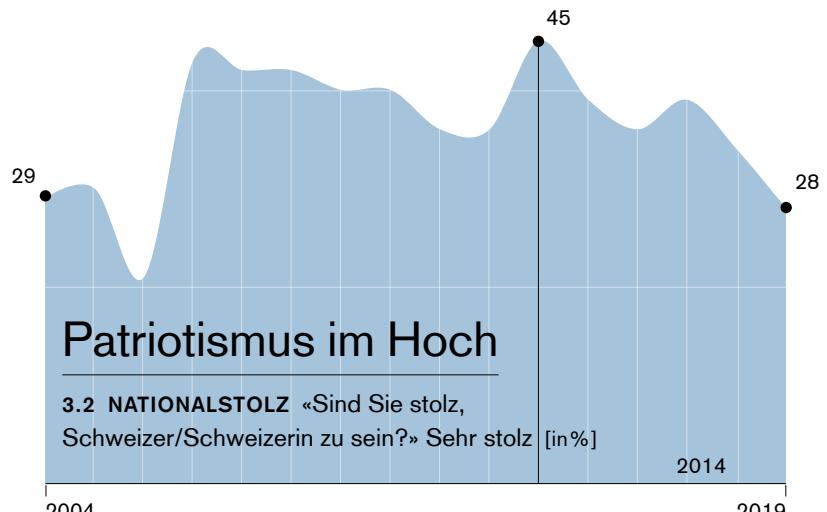
Der Vertrauens-schwund

Das Vertrauen in die Schweizer Institutionen geht markant zurück – mit einer Ausnahme:
Die Polizei setzt sich an die erste Stelle.

Im ● Kapitel 1 und 2 akzentuiert sich eine skeptische Haltung gegenüber der Politik und in abgeschwächter Form gegenüber der Wirtschaft. Diese kritische Haltung zeigt sich noch stärker in der Vertrauensrangliste [● 3.1]. Fragt man die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, wie gross ihr persönliches Vertrauen in die Institutionen des Landes ist, geben sie eine eindeutige Antwort: «viel kleiner als letztes Jahr». Die 20 untersuchten Institutionen haben insgesamt in einem Jahr mehr als einen Viertel an Volksvertrauen verloren.

Sechs Institutionen haben im Hinblick auf das ihnen entgegengebrachte Vertrauen gar 20 Prozentpunkte oder mehr eingebüsst: EU (–20 PP), Arbeitnehmerverbände (–20 PP), politische Parteien (–22 PP), Arbeitgeberverbände (–23 PP), bezahlte Zeitungen (–23 PP) und die Kirchen (sogar –25 PP). Die Interpretation fällt schwer, da diese sechs Institutionen aus verschiedensten Bereichen stammen. Neben spezifischen Gründen, die das schlechte Abschneiden jeder einzelnen Institution erklären können, könnte die übergeordnete Erklärung im generellen Misstrauen gegenüber den Entscheidungsträgerinnen und -trägern liegen.

Auf der anderen Seite des Spektrums steht einsam die Polizei – sie hat als einzige Institution etwas Vertrauen dazugewonnen (+2 PP) und geniesst erstmals seit 2012 am

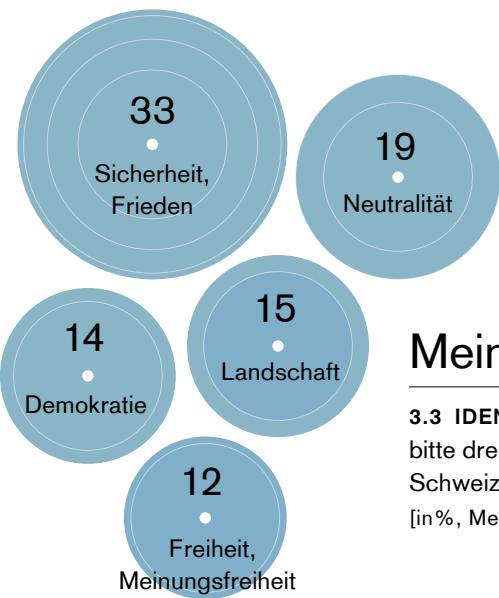


meisten Zuspruch. Möglicherweise besteht hier ein Zusammenhang mit der «persönlichen Sicherheit», die in der Rangliste der Sorgen am meisten angestiegen ist (+11 PP, ● Kapitel 1). Das Bundesgericht, das in den letzten 20 Jahren am häufigsten die Rangliste anführte, liegt neu auf Rang 2 (–4 PP).

Das nationale Selbstbild des Landes basiert stark auf seinen Institutionen – und diese stehen in der Kritik. So überrascht nicht, dass 77% die Schweizer Identität gefährdet sehen durch die «sinkende Fähigkeit der Politik, für tragfähige Lösungen zu sorgen» [● 3.4], 62% beurteilen die Probleme mit der

93 %

sind stolz auf die Volksrechte – das beliebteste Element der schweizerischen Politik.



Meine Schweiz

3.3 IDENTITÄT «Sagen Sie mir bitte drei Dinge, wofür die Schweiz für Sie persönlich steht.» [in %, Mehrfachnennungen möglich]

EU als identitätsgefährdend – die EU gehört auch zu den Institutionen, die 20 PP oder mehr Vertrauen eingebüßt haben, und grundsätzlich ist die Beziehung angespannt [● Kapitel 4]. In diesem Kontext wenig überraschend ist auch die Tatsache, dass 61 % der Befragten einen Reformstau diagnostizieren.

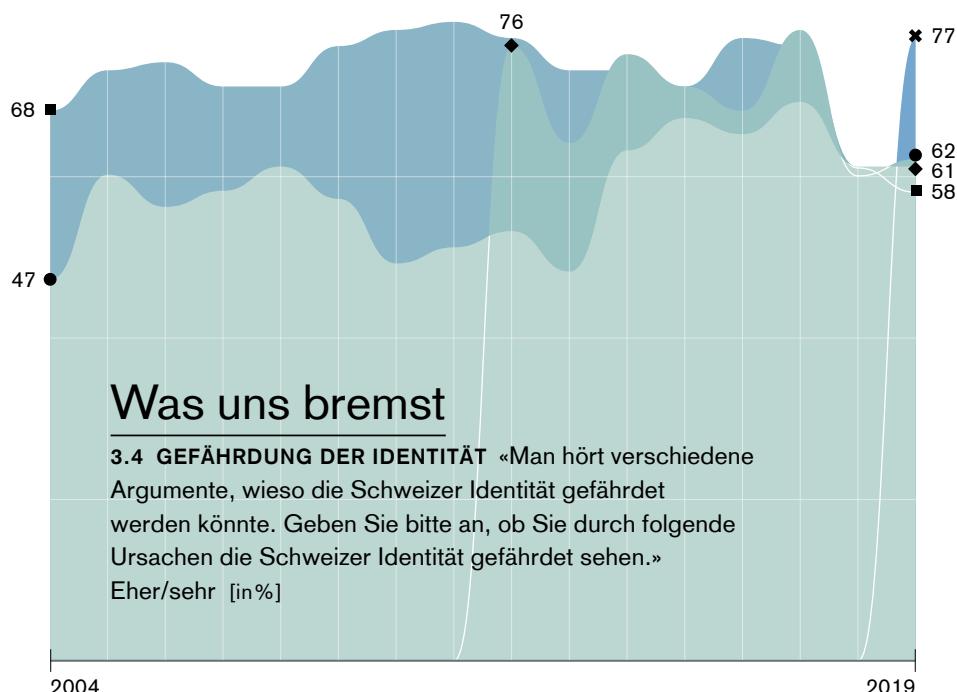
Interessant ist beim Thema Identitätsgefährdung, dass die «Einwanderung» – zwischen 2004 und 2016 praktisch immer an erster Stelle liegend – weiter an Dringlichkeit verloren hat. Das deckt sich mit den Resultaten aus der Sorgenrangliste, in welcher Ausländerin-

nen/Ausländer und Flüchtlinge seit 2015 immer weiter in den Hintergrund rückten.

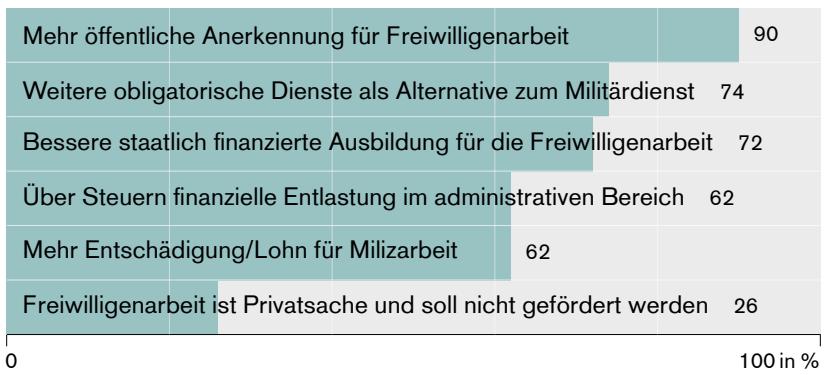
Die Skepsis gegenüber den Institutionen zeigt sich in umgekehrter Form, wenn man von den Befragten wissen möchte, auf welche Elemente der Schweizer Politik sie stolz sind. 93 % antworten: auf die Volksrechte, also auf Initiative und Referendum. Forschungsleiterin Cloé Jans von gfs.bern sagt: «Die direkte Demokratie ist ein tief verankertes Element der Identität von Schweizerinnen und Schweizern. Die politische Mitbestimmung ist quasi Teil unserer DNA. Es macht Sinn, dass sich der starke Bezug zu diesen Institutionen in Zeiten, in denen man mit der Politik wenig zufrieden ist, noch mehr zeigt.»

Damit bleibt die Frage: Für was steht denn eigentlich die Schweiz [● 3.3]? Wenn die Institutionen so kritisch beurteilt werden – was macht uns aus? Mit Abstand am häufigsten wird das Stichwort Sicherheit/Frieden (33%) erwähnt – das passt zur erwähnten Bedeutung der Polizei und der persönlichen Sicherheit. Dahinter folgen die Neutralität (19%) und die Landschaft (15%), danach erscheinen bereits wieder die Merkmale der Volkspartizipation, also Demokratie (14%) und Freiheit/Meinungsfreiheit (12%).

Zuletzt eine schöne Nachricht: Der «Stolz auf die Schweiz» befindet sich – trotz den geschilderten Verwerfungen – auf einem konstant hohen Niveau. 51 % sind «eher» und 28 % «sehr stolz» auf ihr Land [● 3.2, vorherige Seite]. ■



Sehr/eher einverstanden [in %]



Wer meldet sich?

ENGAGEMENT STÄRKEN «Wir haben das Jahr der Milizarbeit. Sind Sie mit den folgenden Ideen und Vorschlägen einverstanden?»

«Alle sind gefordert»

Andreas Müller vom Schweizerischen Gemeindeverband über das Jahr der Milizarbeit und darüber, wie sich gesellschaftliches Engagement fördern lässt.

Interview Simon Brunner



Andreas Müller (54) ist Leiter des Jahrs der Milizarbeit beim Schweizerischen Gemeindeverband und selbstständiger Politikberater. Er ist Herausgeber und Mitautor des Buches «Bürgerstaat und Staatsbürger. Milizpolitik zwischen Mythos und Moderne» (NZZ Libro).

Im Sorgenbarometer wird mehr öffentliche Anerkennung für die Freiwilligenarbeit gefordert – wie erreicht man das?

Ein wichtiges Ziel des Jahrs der Milizarbeit war es, die Wertschätzung für die über 100 000 Miliztägigen in der Schweiz zu erhöhen. Dazu gab es Veranstaltungen, Publikationen, Ideenwettbewerbe, Preise, und auch die diesjährige Bundesfeier auf dem Rütli stand im Zeichen der Anerkennung für die Milizarbeit – mehr als 2000 Miliztägige nahmen teil. In den nächsten Jahren müssen weitere Aktivitäten folgen.

Die Befragten können sich weitere obligatorische Milizdienste vorstellen, analog zum Militär- oder Zivildienst. Was wäre hier denkbar? Für 2020 ist eine Volksinitiative geplant, die einen allgemeinen Bürgerdienst einführen will. Das wäre ein Dienst, bei dem Frauen und Männer zwischen Militär und weiteren «Diensten» wählen könnten, wobei – so die Idee – auch Miliztätigkeiten wie bei der Feuerwehr oder in politischen Ämtern angerechnet werden könnten.

Eine breite Palette von Massnahmen zur Förderung der Milizarbeit wird befürwortet – welche erachten Sie als sinnvoll? Es hängt immer davon ab, für wen sie gedacht sind. Es geht bei der Aufnahme einer Miliztätigkeit um das «Wollen», das «Können» und das «Dürfen». Es gibt Menschen, die sich engagieren wollen, aber wegen der Rahmenbedingungen, beispielsweise ihrer beruflichen Tätigkeit, nicht können; andere, die eigentlich könnten, aber wegen fehlender Motivation oder aus Angst vor öffentlicher Kritik nicht wollen – und schliesslich solche, die nicht dürfen, weil sie nicht in der betreffenden Gemeinde wohnhaft sind oder die hiesige Staatsbürgerschaft nicht besitzen, die es für gewisse Engagements braucht. Je nachdem sind andere Massnahmen angebracht. Ein Mix von verschiedenen Massnahmen wird der Situation am besten gerecht.

Immerhin jeder Vierte der Befragten meint, Freiwilligenarbeit sei Privatsache und solle nicht gefördert werden. Wie interpretieren Sie das?

Das könnte damit zusammenhängen, dass es eine Diskrepanz zwischen der grundlegenden Zustimmung und der mangelnden Beteiligungsbereitschaft auf individueller Ebene gibt. Alle sind dafür, aber sind trotzdem froh, wenn es der Nachbar macht. Das politische Milizsystem funktioniert aber nur, wenn die Ämter auch besetzt sind. Darum sind alle gefordert, nach Wegen zu suchen, damit das Milizsystem auch 2030 oder 2040 noch existiert. ■



«Ich vermisste manchmal die Bereitschaft, sich zusammenzurufen»

Bundesrätin Karin Keller-Sutter über Sorgen der Stimmberechtigten, die Chance für die bilateralen Verträge und politische Vorteile von Langsamkeit.

Interview Manuel Rybach

Dieses Interview wurde am 23. September 2019 geführt, Redaktionsschluss war der 21. Oktober 2019.

Frau Bundesrätin, das Elektorat sorgt sich am meisten um die AHV/Altersvorsorge, gefolgt von Gesundheit/Krankenkassen und dem Thema Ausländerinnen und Ausländer. Wie interpretieren Sie diese Problemwahrnehmung? Sie scheint mir realistisch und lebensnah. AHV und Krankenkassenprämien betreffen die Menschen und ihren Alltag sehr direkt. Die Babyboomer gehen bald in Rente, deshalb sind die 1., 2. und allenfalls auch die freiwillige 3. Säule ein grosses Thema. Und besonders für Familien werden die Krankenkassenprämien zunehmend zur Belastung. Beim Ausländerthema umgekehrt dürfen wir erstens feststellen, dass die Asylgesuche und Zuwanderung in den letzten Jahren auf Tiefstwerte gesunken sind und dass die Schweiz zweitens ein neues Asylsystem hat, das in Europa mit grossem Respekt gesehen wird. Die Reihenfolge des Sorgenrankings erstaunt mich deshalb nicht besonders.

Die Sorge rund um Umweltschutz/Klimawandel ist zwar um 6 Prozentpunkte gestiegen, aber liegt «nur» auf Rang 4 im Sorgenranking. Überrascht? Ja und nein. Angesichts des Resultats bei den eidgenössischen Wahlen überrascht es mich. Andererseits betreffen AHV und Krankenkassenprämien den Alltag der Menschen direkt. Das Klima beschäftigt sie, aber sie sehen, dass die Schweiz das nicht allein lösen kann. Und sie sehen auch, dass Bundesrat und Parlament schon viel tun, etwa mit der Totalrevision des CO₂-Gesetzes oder der Energiestrategie 2050.

Karin Keller-Sutter (55) ist seit 2019 Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD). Vor ihrer Wahl in den Bundesrat vertrat sie den Kanton St.Gallen im Ständerat, den sie 2017/2018 präsidierte. Zudem war sie als Verwaltungsräerin in der Privatwirtschaft tätig. Von 2000 bis 2012 war sie Sicherheitsdirektorin im Kanton St.Gallen und präsidierte zwei Mal die St.Galler Regierung. Von November 2010 bis März 2012 war sie Präsidentin der Konferenz der Kantonalen Justiz- und Polizeidirektoreninnen und -direktoren (KKJPD).

Am meisten zugenommen hat die Sorge um die persönliche Sicherheit. Gleichzeitig ist die Polizei aber die einzige Institution, die an Vertrauen gewonnen hat. Wie erklären Sie dieses Phänomen? Andere, langfristige Studien wie etwa die der ETH und die Kriminalstatistik zeigen: Die Schweiz ist ein sicheres Land. In den letzten zehn Jahren, also seit wir bei Schengen dabei sind, hat die Zahl der von der Polizei registrierten Straftaten um 20 Prozent abgenommen. Das Vertrauen in die Polizei und in die Regierung hat in dieser Zeit gemäss ETH zugenommen und ist so hoch wie in kaum einem anderen Land. Das heisst nicht, dass wir uns zurücklehnen können. Für mich jedenfalls haben die Sicherheit der Schweiz und der Schutz der Bevölkerung höchste Priorität. Ohne Sicherheit keine Freiheit. Und ohne Sicherheit gibt es auch keinen Wohlstand.

Gibt es Handlungsbedarf? Es stellen sich immer wieder neue Sicherheitsfragen, nicht nur in der Schweiz. Seit einiger Zeit ist es in erster Linie der anhaltende Dschihadismus, aber auch der zunehmend gewalttätige Rechtsextremismus. Die Fragen, die sich dabei stellen, betreffen Prävention, Überwachung und Bestrafung. In allen Bereichen sind Bund und Kantone daran, unser System zu verbessern, wo es geboten ist.

Die Beziehung der Schweiz zur EU beschäftigt die Befragten stark – stehen wir da vor entscheidenden Monaten? Ja, voraussichtlich im Mai 2020 stimmen wir über die Begrenzungsinitiative (BGI) der SVP ab. Die Initiative verlangt vom Bundesrat, das Personenfreizügigkeitsabkommen auf dem Verhandlungsweg innerhalb eines Jahres ausser Kraft zu setzen oder es einseitig zu kündigen, falls das nicht gelingt. Damit nimmt die BGI auch den Wegfall der Bilateralen I in Kauf und stellt so den bilateralen Weg der Schweiz insgesamt infrage. Bundesrat und Parlament warnen vor einem solchen Schritt. Denn der bilaterale Weg ist seit bald zwanzig Jahren eine wichtige Grundlage für den Zugang der Schweiz zum europäischen Markt und damit für Wohlstand, Arbeitsplätze – und letztlich also auch für das Sicherheitsgefühl.

Könnte bei dieser Abstimmung zum Problem werden, dass das Vertrauen in

die politischen Akteure gemäss Sorgenbarometer stark abgenommen hat? Das denke ich nicht. Die Ausgabe 2019 der Studie «Sicherheit» der ETH, die ich schon erwähnt habe, zeigt ja gerade, dass das Vertrauen der Bevölkerung in den Bundesrat und in die Behörden gegenüber dem letzten Jahr nochmals gestiegen ist. Ein weiterer guter Indikator für das Vertrauen der Bevölkerung in die Regierung sind die Abstimmungsergebnisse. Mit wenigen Ausnahmen ist das Ergebnis behördentreu. In den meisten Fällen gelingt es also nach wie vor, die Bürgerinnen und Bürger zu überzeugen.

Trotzdem scheint ein Unbehagen zu wachsen: Immerhin 46 % haben das Gefühl, die Politik versage, und über 60 % machen einen Reformstau aus, der die Schweizer Identität gefährden könnte. Tatsächlich vermisste ich im politischen Alltag manchmal die Bereitschaft, sich zusammenzuraufen. Wir sollten wieder vermehrt über den eigenen Schatten springen und gemeinsam Lösungen suchen und finden – auch wenn diese dann nicht zu hundert Prozent den eigenen Vorstellungen entsprechen. Aber: Dazu braucht man zuerst eigene Überzeugungen. Nur wer selbst einen inneren Kompass hat, kann auch Kompromisse eingehen und dazu beitragen, mehrheitsfähige Lösungen zu finden.

Gefragt nach den «Lösungen für politische Probleme» sehen die Befragten den Bundesrat am meisten in der Pflicht. Gleichzeitig soll das Parlament Kompromissfähigkeit zeigen und die Wirtschaft, der eine klare Mehrheit eine gute Problemlösungsfähigkeit bescheinigt, soll Freiräume erhalten und nicht durch mehr Bürokratie eingeschränkt werden. Ist das die Erfolgsformel der Schweiz zur Überwindung des Reformstaus?

Ja, das fasst meine Analyse recht gut zusammen. Ein gutes Beispiel dafür war die Volksabstimmung zum Bundesgesetz über die Steuerreform und die AHV-Finanzierung – kurz STAF – letzten Frühling. Hier wurde pragmatisch eine mehrheitsfähige Lösung erarbeitet. Das muss uns jetzt auch bei der Begrenzungsinitiative gelingen. Der Bundesrat nimmt hier seine Führungsrolle wahr und sagt klar: Wir wollen die Personenfreizügigkeit

und damit den bilateralen Weg weiterführen, aber wir wollen nur so viel Zuwendung wie nötig. Wir fördern deshalb das inländische Arbeitskräftepotenzial und federn soziale Härtefälle mit gezielten Leistungen ab. Das ist pragmatisch und wird hoffentlich dazu beitragen, eine Mehrheit gegen die Initiative zu erreichen.

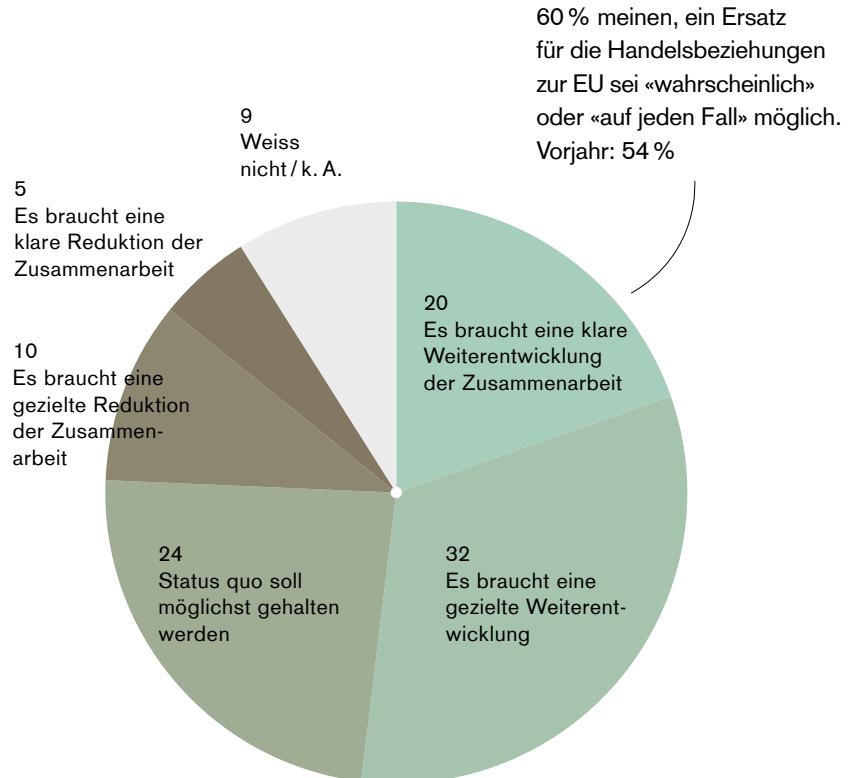
Beim institutionellen Rahmenabkommen ist eine Mehrheit nicht zu Kompromissen bereit. Muss man trotzdem solche eingehen, würden die Befragten am ehesten im Bereich «Lohnschutz» nachgeben. Sie betonen schon länger die Bedeutung der sozialen Abfederung rund um das Rahmenabkommen. Fühlen Sie sich bestätigt?

Der Bundesrat ist überzeugt, dass wir das Verhältnis zur EU stabilisieren müssen. Sonst erodieren die bilateralen Beziehungen, werden immer schwieriger und weniger berechenbar. Aber es gibt beim Institutionellen Abkommen noch offene Fragen, die wir klären müssen – bei den staatlichen Beihilfen, der Unionsbürgerrichtlinie und beim Lohnschutz, der derzeit von den Sozialpartnern diskutiert wird. Ein überzeugender Lohnschutz und eine klare Position bei der Unionsbürgerrichtlinie dürften meines Erachtens für die allfällige Mehrheitsfähigkeit des Abkommens entscheidend sein.

Zum Schluss ein Blick nach vorn: Auf die eigene Lage in den nächsten zwölf Monaten angesprochen antworten 12 %, es werde ihnen besser gehen als heute, 75 % gleich, 10 % schlechter. Teilen Sie diesen – verhaltenen – Optimismus? Ja, das tue ich. Ich bin der Meinung, dass es der Schweiz auch künftig sehr gut gehen wird, weil wir es immer wieder schaffen, uns den Erfordernissen der Zeit anzupassen. Gelingt es uns, die traditionellen Werte und auch Stärken der Schweiz wie den Föderalismus, die direkte Demokratie, den Pragmatismus sowie die kurzen Wege zu bewahren und gleichzeitig offen zu sein für Innovationen und Anpassungen, dann ist unser Land sehr gut aufgestellt. Das Zitat des Ostschweizer Historikers Georg Thürer bringt es auf den Punkt: «Zeitgenossen sein, Eidgenossen bleiben.» Dies bedingt allerdings auch, dass wir dort, wo wir noch selbst handeln können, unsere Hausaufgaben machen. ■

Es bleibt kompliziert

Die Beziehung zur Europäischen Union ist ambivalent. Konzessionen beim Rahmenabkommen sind am ehesten beim Lohnschutz möglich.



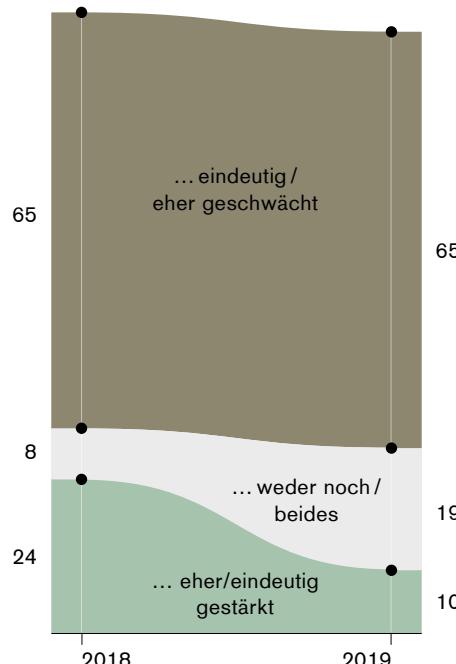
Die gemeinsame Zukunft

4.3 WEITERENTWICKLUNG BEZIEHUNG SCHWEIZ-EU
«Wie soll sich allgemein das bilaterale Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU weiterentwickeln?» [in %]

Wie geht es der EU?

4.1 LEISTUNGSAUSWEIS

«Wurde die EU in den letzten 12 Monaten Ihrer Ansicht nach...» [in %]



Verlässt man die Schweiz mit dem Auto, Fahrrad, Zug oder Boot, landet man unweigerlich in einem Land der Europäischen Union (EU) – oder in Liechtenstein – eine andere Aussengrenze gibt es nicht. Die drei grössten Schweizer Landessprachen werden alle auch in der EU gesprochen. Die Schweiz importiert 62% ihrer Waren aus der EU und exportiert 44% in diesen Raum. Auch wenn andere Regionen, allen voran Asien, immer wichtiger werden, lässt sich wertfrei festhalten: Es gibt keine anderen Partner, die auch nur annährend so bedeutend sind für die Schweiz wie die Mitgliedsstaaten der EU.

Und wohl genau deshalb wird das Verhältnis zur EU seit Jahrzehnten intensiv diskutiert. Im diesjährigen Sorgenbarometer der Credit Suisse zeigt sich eine grosse Ambivalenz der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger gegenüber der EU: Einerseits ist einer überwiegenden Mehrheit (76%, -7 Prozentpunkte) bewusst, dass die Beziehungen zur EU «wichtig» oder «sehr wichtig» sind. Andererseits finden nur 10%, die EU gehe aus dem vergangenen Jahr gestärkt hervor [● 4.1]. Und 60% (+6 PP) finden gar, ein Ersatz für die Handelsbeziehungen zur EU sei «wahrscheinlich» oder «auf jeden Fall» möglich, beispielsweise fände sich dieser in China oder den Vereinigten Staaten.

Die Umfrage geht weiter ins Detail und fragt die Stimmbürgerinnen und Stimmbür-

Konzessionsbereitschaft

4.2 INSTITUTIONELLES RAHMENABKOMMEN

«Soll die Schweiz für einen Kompromiss zur Sicherung des bilateralen Weges im Rahmen eines institutionellen Rahmenabkommens in den folgenden Bereichen Konzessionen machen?»

ja weiss nicht / k. A. nein [in %]



Anpassung des Sozialversicherungsrechts an die EU-Regelung (Unionsbürgerrichtlinie)

Anpassung der Lohnschutzmassnahmen

Dynamische, d. h. automatische Rechtsübernahme und Unterstellung unter Schiedsgericht

76%
stufen die
Beziehungen zur
EU als «wichtig»
oder «sehr
wichtig» ein.

2018 waren es 83 %.

ger, wie genau die Beziehung zur EU ihrer Meinung nach weiterzuentwickeln sei [● 4.3]: 15 % möchten die Zusammenarbeit klar oder gezielt reduzieren, 24% den Status quo möglichst halten und 52% sind der Meinung, es brauche eine klare oder gezielte Weiterentwicklung. Von dieser letzten Gruppe, welche die Beziehungen weiterentwickeln will, ist eine Mehrheit von 63% der Meinung, man müsse die bilateralen Verträge «fortsetzen und über das institutionelle Rahmenabkommen ausbauen».

Bezüglich des institutionellen Rahmenabkommens mit der EU, eines sehr umstrittenen Themas im Jahr 2019, lautet die entscheidende Frage, wo die Schweiz allenfalls zu Konzessionen bereit wäre [● 4.2]. Am ehesten sind die Befragten zu Zugeständnissen beim Lohnschutz bereit, wo die Zustimmung bei 31% liegt und 19% unentschlossen sind. (Hintergrund: Das Rahmenabkommen soll ein gemeinsames Dach für die Beziehungen der Schweiz zur EU schaffen. Die Verhandlungen dazu begannen im Mai 2014, seit November 2018 liegt ein Vertragsentwurf vor, der derzeit diskutiert wird.)

In diesen Tagen nimmt das neu gewählte Bundesparlament seine Arbeit auf. Es gibt viel zu tun. Schon jetzt darf man gespannt sein, wie die Befindlichkeit der Schweizerinnen und Schweizer im Sorgenbarometer 2020 aussehen wird. ■

Beni Bischof ist ein vielfach prämiert Künstler aus der Ostschweiz. Er will Humor in die Kunst bringen und sieht sich in der Tradition der Hofnarren.



DIE STUDIE Im Auftrag und in Zusammenarbeit mit der Credit Suisse hat das Forschungsinstitut gfs.bern zwischen dem 10. Juli und dem 5. August 2019 eine repräsentative Umfrage bei 2495 Stimmberchtigten mit Wohnsitz in der Schweiz durchgeführt. Der statistische Stichprobenfehler liegt bei ±2 Prozentpunkten. Die gesamte Umfrage und weitere Artikel stehen zum Download bereit auf: credit-suisse.com/sorgenbarometer

IMPRESSUM Die Projektleitung bei der Credit Suisse verantworten Mandana Razavi und Yanik Schubiger. Die vorliegende Auswertung erfolgte durch Simon Brunner /Ammann, Brunner & Krobath (Redaktion, Texte) und Crafft (Layout, Grafiken).

IHRE WOHLFÜHLOASE AM FLUGHAFEN

Geniessen Sie kostenlosen Lounge-Zugang
an über 1200 Flughäfen weltweit.

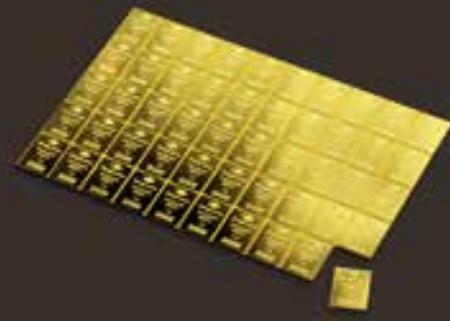


- 100 000 Membership Reward Punkte
- Halbe Jahresgebühr im ersten Jahr

Mehr zum Spezialangebot erfahren Sie unter:
americanexpress.ch/spezialangebot

DON'T *live life* WITHOUT ITSM





DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Gold ist seit 2001 vor Christus die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie in unseren Verkaufsgeschäften in Zürich und Genf umfassend und stellen mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Degussa Barren und Anlagemünzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorennummer. Darüber hinaus haben wir Sammlermünzen und emotionale Goldgeschenke für Sie vorrätig. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:
DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH
TELEFON: 044 403 41 10
QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENF
TELEFON: 022 908 14 00

